

Stadt blick 33



März 2016

Ankommen in Zürich

- › Schwierige Arbeitssuche trotz bester Ausbildungen
- › «Ich wollte etwas Neues sehen und entdecken»
- › Eine gut ausgebildete Arbeitsnomadin
- › Aus Liebe nach Zürich gekommen und geblieben



ANKOMMEN IN ZÜRICH

- 3 Editorial**
 - 4 Ankunftsstadt Zürich**
 - 5 Standpunkt der Stadtpräsidentin**
 - 8 Schwierige Arbeitssuche trotz bester Ausbildungen**
 - 11 «Ich wollte etwas Neues sehen und entdecken»**
 - 14 Von einem, der auszog ...**
 - 17 Wie die Bratwurst nach New York kam**
 - 20 Vierzehn Uhr, Alexanderplatz**
 - 23 Falling into Place**
 - 25 Gekommen, um zu bleiben**
 - 29 Eine gut ausgebildete Arbeitsnomadin**
 - 31 Aus Liebe nach Zürich gekommen und geblieben**
-
- 34 Zusatzinformationen**

Impressum

Der «Stadtblick» ist eine kostenlose Publikation von Stadtentwicklung Zürich. Er erschien bis Ende 2015 zweimal jährlich. Die vorliegende Ausgabe 33 ist die letzte; sie wird nur noch in elektronischer Form verbreitet.

Kontakt: Stadtentwicklung Zürich, Telefon 044 412 36 63, stadtentwicklung@zuerich.ch

Redaktion: Erika Sommer **Lektorat, Satz, Gestaltung:** Martin Grether, Techkomm, Zürich

Korrektorat: Elsa Bösch, Winterthur **Fotos:** Umschlag sowie S. 5, 9, 12, 15, 22, 27, 28 und 33: Dominique Meienberg, Zürich; S. 4: Samuel Wimmer, Zürich; S. 6: Vera Berger, Zürich; S. 19: Paul McGeiver, New York; S. 21: Matthias Günter, Bern; übrige Fotos: Stadtentwicklung oder zur Verfügung gestellt.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Liebe Leserin, lieber Leser

Der Stadtblick, den Sie in den Händen halten – oder besser: am Tablet durchblättern – ist der letzte. Nach einer gut fünfzehnjährigen Tradition der regelmässigen Berichterstattung über die Themen, mit denen sich die Stadtentwicklung Zürich auseinandersetzt, sehen wir uns aufgrund von Sparmassnahmen gezwungen, die Publikation einzustellen. Mit diesem letzten Heft greifen wir aber nochmals ein Thema auf, das nicht nur Zürich beschäftigt, sondern weit darüber hinaus in der Schweiz, in ganz Europa und einem grossen Teil der Welt seit Monaten brennend aktuell ist: die Migration.

Die Schweiz ist ein Einwanderungsland. Die Zahl der Ausländerinnen und Ausländer, die aus den verschiedensten Gründen hierherkommen, ist in den letzten Jahren stark gestiegen. Die europäische Flüchtlingskrise, die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und die wachsende kulturelle Heterogenität insbesondere der urbanen Gesellschaft betreffen Zürich ebenso wie alle anderen Grossstädte in den Nachbarländern. Diese Entwicklungen wecken Ängste. Das Zusammenleben mit den Zugezogenen jedoch verläuft meist problemlos. Genau darum will dieses Heft Mut machen – Mut allen jenen, die ihrer Partnerin oder ihrem Partner in eine neue Heimat, in eine fremde Stadt folgen und dort den Einstieg schaffen, und ebenso Mut all denen, die diese Menschen in ihrer Zivilgesellschaft, am neuen Wohnort und Arbeitsplatz aufnehmen. Primär schaffen die Ankommenden ihren Einstieg über die Arbeit, über eine Stelle und deren Umfeld, in einem zweiten Schritt über die damit verbundene Notwendigkeit, die Sprache des Ankunftslands zu lernen und Kontakte zu knüpfen.

Die acht Porträts von Migrantinnen und Migranten in diesem «Stadtblick» erzählen positive Geschichten: Geschichten vom Gelingen der Ankunft, von erfolgreicher Integration in der neuen Heimat, vom Aufbau neuer Existenzen und vom Finden neuer Freundinnen und Freunde. Sie verschweigen nicht die Schwierigkeiten, auf die Ankommende hier stossen, die Kämpfe, die sie ausfechten müssen, um in fremden Strukturen zu bestehen – sie berichten aber auch von der Akzeptanz der Aufnahmegesellschaft und deren Bereitschaft, sich auf das Andere, das Fremde einzulassen. Und sie erzählen von einem der wichtigsten Gefühle überhaupt im Leben aller Menschen: von der Liebe. Von der Kraft der Liebe, die jemanden dazu bringt, Grenzen zu überschreiten, von der Zuneigung zu einer, einem anderen, die oder der in einer anderen Welt aufgewachsen ist und seiner Partnerin, seinem Partner den tragenden Boden bietet, in einer fremden Umgebung Fuss zu fassen.

Es sind schöne Geschichten, Geschichten, die den beklemmenden Bildern von Flucht, Elend und Verzweiflung, die uns im Moment täglich aus allen Medien entgegenschreien, Hoffnung entgegensetzen. Migration ist auch eine Chance: auf ein neues Leben, eine neue Identität, einen neuen Anfang.

Mit dieser Hoffnung, liebe Leserinnen und Leser, verabschieden wir uns. Um Ihnen in einer anderen Form auch weiterhin zu erzählen, was uns beschäftigt und was wir mit unserer Arbeit erreichen.



Anna Schindler,
Direktorin Stadtentwicklung Zürich

Ankunftsstadt Zürich

Zürich ist seit Jahrzehnten eine Ankunftsstadt für Menschen aus Europa und aus aller Welt. Sie verdankt ihre gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung zu einem wesentlichen Teil den Migrantinnen und Migranten, die hier eine neue Heimat gefunden haben oder – wie die aktuell gefeierten Dadaisten – Zwischenhalt gemacht haben. Ohne diese kulturelle Vielfalt wäre Zürich nicht Zürich.

«Mit welchem Wort seid ihr gekommen, frage ich, als die Champagnerflasche leer ist, Vater aufsteht, um eine zweite zu holen. Arbeit.»

Melinda Nadj Abonji («Tauben fliegen auf», 2010)

In diesen Monaten und Wochen zum Jahresbeginn 2016 wird die Diskussion um internationale Migration beherrscht von den Bildern der Hunderttausenden, die vor Krieg, Armut und wirtschaftlicher Not aus dem Nahen Osten, aus Afrika oder aus Afghanistan nach Europa flüchten. Das Thema der Flüchtlingsströme und der Asylsuchenden ist in den Medien ebenso omnipräsent wie in Alltagsgesprächen und politischen Diskussionen – oft geprägt vom emotionalen Ausdruck einer angsterfüllten Hilflosigkeit jener, die all diese Flüchtenden aufnehmen sollen.



Migration jedoch ist ein Phänomen, das so alt ist wie die Menschheit selbst – mit der Globalisierung haben weltweite Wanderungsbewegungen auch ohne humanitären Hintergrund seit der Mitte des 20. Jahrhunderts aber markant zugenommen. Ein Drittel der Weltbevölkerung – zwei oder drei Milliarden Menschen – sei zu Beginn des 21. Jahrhunderts zwischen den Kontinenten unterwegs, schreibt der kanadische Autor Doug Saunders («Arrival City», 2011), längst nicht alle seien auf der Flucht, sondern die Mehrheit sei auf der Suche nach Arbeit, und die meisten bewegten sich vom Land in die Städte.

In der Stadt Zürich ist die Zahl der Einwohnerinnen und Einwohner im Jahr 2014 erneut gewachsen: Ende 2014 betrug die Wohnbevölkerung gemäss dem «Statistischen Jahrbuch der Stadt Zürich 2015» 404 783 Personen, das sind 6208 mehr als ein Jahr zuvor. Davon waren 129 134 Personen ausländischer Herkunft – das entspricht einem stadtweiten Anteil von 31,9 Prozent. Die meisten von ihnen kamen und kommen der Arbeit wegen: 45 400 Frauen und 54 300 Männer aus dem Ausland arbeiteten 2014 in Zürich, in allen Berufen vom obersten Management über selbstständige Unternehmer bis zu ungelerten Arbeiterinnen und Arbeitern. (Quelle: Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich 2015)

Oft sind Migrantinnen und Migranten in ihrer Ankunftsstadt jedoch gezwungen, einer Arbeit nachzugehen, die nicht den Qualifikationen entspricht, die sie in ihrem Heimatland erworben haben – besonders oft, wenn sie aus bestimmten Weltregionen stammen, wenn sie die Sprache ihrer Ankunftsstadt nicht beherrschen oder ihre hoch qualifizierten Diplome nicht anerkannt werden in der neuen Heimat. So landet die türkische Sprachwissenschaftlerin in der Küche der Tagesschule, die Lehrerin aus dem Kosovo im Reinigungsdienst des Altersheims und der spanische Umweltwissenschaftler hinter der Theke einer Szenebar im Ausgehviertel – die berufliche Integration qualifizierter Personen mit Migrationshintergrund ist in der Schweiz oft noch keine Erfolgsgeschichte, sondern schöpft grosse Potenziale aus den verschiedensten Gründen nicht aus. Das Ende der Ankunft wäre der Aufstieg in die Mittelschicht, meint Saunders – für viele, die in Zürich ankommen, sieht die Realität jedoch erst einmal anders aus. Dies heisst aber nicht, dass sie sich mit ihrem Schicksal nicht arrangieren und in den ungewohnten Umständen neue Herausforderungen nicht annehmen, um bleiben zu können und wahrhaftig anzukommen. Denn nicht alle kommen aus derselben Motivation: Manchmal ist es nicht die Arbeit, sondern die Liebe, die einen Menschen in ein fremdes Land, in eine neue Stadt bringt.

Mut und Zuversicht

Ich bin als junge Frau aus dem Nachbarkanton Aargau nach Zürich gezogen, um an der ETH zu studieren. Ich freute mich sehr auf das neue Leben in der Stadt. Auch wenn ich Zürich – etwa vom Kinobesuch oder vom Einkauf – schon kannte, war hierherzuziehen doch ein grosser Schritt. Wie mag es erst Menschen ergehen, die, um ihren Liebsten zu folgen oder hier zu heiraten, aus einem asiatischen oder afrikanischen Land oder aus Osteuropa nach Zürich ziehen? Was für ein Gefühl ist es, in ein Land zu ziehen, dessen Sprache einem noch fremd ist? Was, wenn man nicht weiss, was die eigene Ausbildung im neuen Land wert ist?

Ich stelle mir vor, dass einen dann widersprüchliche Gefühle bewegen; nicht nur Vorfreude auf ein neues Leben in der neuen Stadt, sondern auch Ängste und Unsicherheit. Sicher hilft das Vertrauen zur Partnerin oder zum Partner. Doch es bleibt ungewiss, wie das Leben in der neuen Stadt aussehen wird.

Was in unserem Gesetz «Familiennachzug» heisst, ist für die Ankommenden ein grosser Schritt ins Unbekannte und ein Schicksalsmoment. Es braucht darum Zuversicht und Mut, diesen Schritt zu machen. Dies zeichnet Migrantinnen und Migranten aus, und das schätze ich. Weil Mut und Zuversicht Menschen voranbringen.



Corine Mauch, Stadtpräsidentin

«Kann man von einem Tag auf den anderen, von einer Nacht auf die nächste in ein neues Leben hineinfahren? (...) Vater und Mutter seien in der Schweiz, in einer besseren Welt.»

Manchmal sind es Familienangehörige, die ihren Nächsten in eine neue Heimat folgen – oft erfolgt aber auch schon der erste Schritt zur Migration aus Herzensgründen. Die Schweiz gilt als Hochburg der multikulturellen Ehen – es gibt kein anderes Land in Europa, in dem so viele Bürgerinnen und Bürger Ausländerinnen und Ausländer heiraten, wie das statistische Amt der Europäischen Union errechnet hat: 35 Prozent der Ehen werden hierzulande zwischen Menschen mit zwei verschiedenen Pässen geschlossen. Positiv betrachtet liesse sich aus dieser Tatsache die Weltoffenheit der Schweiz, der Stadt Zürich insbesondere, folgern – und ein Zusammenhang zwischen der Zahl gemischter Ehen und einer erfolgreichen Integration der ausländischen Bevölkerung herstellen. Binationale Paare als Botschafterinnen und Botschafter für eine gelebte Willkommenskultur gegenüber Fremden, für ein bei Schweizerinnen und Schweizern weitverbreitetes Verständnis für den andern, das an Staatengrenzen nicht haltmacht? Es fällt angesichts der aktuell

beobachtbaren politischen Tendenzen nicht leicht, diese Aussage zu bejahen. Statistisch aber wird sie zur offensichtlichen Tatsache: Im Jahr 2014 wurden in der Stadt Zürich 3597 Ehen geschlossen, bei rund einem Drittel davon (1254 Eheschliessungen) stammte einer der Partner aus dem Ausland. Und auch die «Folgen» dieser Hochzeiten finden ihren Niederschlag im Statistischen Jahrbuch der Stadt Zürich: 5134 Kinder wurden 2014 in der Stadt Zürich geboren – 4,6 Prozent mehr als im bereits geburtenstarken Jahr zuvor – und auch davon waren mehr als ein Drittel (34 Prozent, 1752 Kinder) Babys mit Migrationshintergrund beziehungsweise einem ausländischen Pass (neben dem Schweizer Geburtschein), davon drei Viertel mit einem europäischen, der Rest mit asiatischem, afrikanischem oder amerikanischem Migrationshintergrund.

«Ich wohne mitten in der Stadt, an einer Autobahn, meine winzige Wohnung liegt an der sogenannten West-Tangente, tausend Autos und hundert Lastwagen fahren stündlich an mir vorbei ...»

42 152 Personen sind 2014 neu in die Stadt Zürich gezogen – davon deutlich mehr Ausländerinnen und Ausländer (25 712) als Schweizerinnen und Schwei-





zer (16 440). Aber auch beim Wegzug überwog die Zahl der Migrantinnen und Migranten (21 210) jene der inländischen Bevölkerung (16 545). Diese Zahlen zeigen es: Die Stadt Zürich ist längst zu einem Ankunftsort geworden, einer «Arrival City» nach internationaler Definition, in der bei Weitem nicht alle Ankommenden bleiben, sondern oft nur kurz verweilen und weiterziehen. Ankunftsstädte aber sind ganz besondere neu entstehende städtische Orte, schreibt Doug Saunders, sie sind Übergangsräume, die Orte, an denen sich Kulturen, Traditionen, Schicksale mischen und in einer eigenen Dynamik neue Innovationen entstehen lassen – im positiven ebenso wie im negativen Sinn. Beim letzten grossen Aufbruch in der Geschichte, den Migrationsbewegungen des späten 18. Jahrhunderts, die bis ins frühe 20. Jahrhundert anhielten, wurden das Menschenbild, das Staatswesen, die Technik und das Wohlfahrtswesen vollständig neu erfunden. Die Französische Revolution war ein Resultat der massiven Verstädterung Europas und die industrielle Revolution eine Folge der enormen sozialen Veränderungen. Ob die heutigen Ankunftsstädte Orte sind, «an denen sich der nächste grosse Wirtschafts- oder Kulturboom oder die nächste grosse

Explosion der Gewalt» ereignen werde, hänge von unserer Fähigkeit und Bereitschaft ab, diese Entwicklungen anzuerkennen, schreibt Saunders. Am besten können uns dabei die Migrantinnen und Migranten aus aller Welt helfen.

Anna Schindler, Direktorin Stadtentwicklung Zürich

Schwierige Arbeitssuche trotz bester Ausbildungen

Ich habe meinen Mann 2004 in Uganda kennengelernt. Er besuchte einen Freund, der bei einer Kinderhilfsorganisation beschäftigt war, während ich im Rahmen meiner Arbeit als Entwicklungsökonomin bei der ugandischen Regierung für ein Forschungsprojekt im selben Dorf war. Mein Mann ist ursprünglich aus Deutschland, lebte aber damals bereits seit einiger Zeit in Zürich. Wir blieben in Kontakt, schrieben und besuchten uns immer öfter gegenseitig. Wir lernten uns besser kennen, verliebten uns und heirateten schliesslich zwei Jahre, nachdem wir uns zum ersten Mal begegnet waren. Natürlich haben wir aus Liebe geheiratet, aber auch aus praktischen Gründen. Schliesslich konnte ich mich ja nur schon wegen meiner Familie nicht längerfristig «einfach so» mit einem Mann treffen. Nach unserer Hochzeit kam ich erst mal für drei Monate nach Zürich. Ich wollte anfangs meine Stelle in Uganda nicht aufgeben, und bei uns ist es auch nicht unüblich, dass einer der Partner Hunderte von Kilometern entfernt arbeitet und man nicht am gleichen Ort wohnt. Da es mir zu Beginn hier in der Schweiz überhaupt nicht gefiel, konnte ich mir auch nicht vorstellen, hier zu leben. Wir merkten dann aber schnell, dass wir auf Dauer keine Fernbeziehung führen wollten, und so beschloss ich, bei meinem Mann zu bleiben und mich in Zürich niederzulassen.

Suche mit vielen Hindernissen

Zu Beginn konnte ich weiter von zu Hause aus meine Arbeit für die ugandische Regierung ausüben. Gleichzeitig begann ich aber, Deutsch zu lernen und hier in der Schweiz eine Stelle zu suchen. Ich besuchte während sieben Monaten einen Intensivkurs und konnte mich schon bald auf Deutsch verständigen.

Mein Wortschatz war aber noch sehr bescheiden. Die Stellensuche war sehr schwierig – und wurde mit meiner Schwangerschaft noch schwieriger. Kurz nach der Geburt meines Sohnes im Mai 2007 wurde mir eine Assistenzstelle bei einer Schweizer Grossbank angeboten. Das Timing hätte nicht schlechter sein können, und ich konnte die Stelle leider nicht annehmen. Nach einigen Monaten nahm ich dann die Arbeitssuche wieder auf. Ich hatte in Uganda Rechts- und Wirtschaftswissenschaften studiert und einige Jahre im Bereich der Entwicklungsökonomie gearbeitet. Ausserdem sprach ich fließend Englisch und inzwischen auch ganz passabel Deutsch – neben einem guten halben Dutzend afrikanischer Sprachen. Natürlich wäre ich auch bereit gewesen, eine Stelle anzunehmen, die nicht meinen Qualifikationen entsprochen hätte, um erste Arbeitserfahrungen in der Schweiz zu sammeln. Spätestens mit der Geburt meiner Tochter im Jahr 2009 war das aber aus zwei Gründen kaum mehr möglich: Erstens war ich inzwischen 30 Jahre alt geworden und damit für viele Trainee-Programme, Assistenzstellen, Praktika und Ähnliches meist schon zu alt. Zweitens sind solche Stellen oft sehr schlecht bezahlt, sodass mein Verdienst kaum die Ausgaben für die Kinderbetreuung gedeckt hätte.

Wenn der Universitätsabschluss nichts mehr gilt

Trotz der schwierigen Umstände suchte ich weiter intensiv nach einer Stelle und versuchte gleichzeitig, meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt durch gezielte Weiterbildungen zu verbessern. Zuerst lernte ich Französisch, da Französischkenntnisse bei vielen Stellenangeboten vorausgesetzt werden. Ausserdem

begann ich im Jahr 2010 ein Studium der Betriebswissenschaften. Ich hatte von verschiedenen Seiten gehört, dass ein Studium an einer afrikanischen Universität in den Schweizer Personalabteilungen kein allzu hohes Ansehen geniessen würde. «Wenn ein afrikanischer Abschluss hier nichts wert ist, dann muss ich eben einen europäischen haben», dachte ich mir und schrieb mich für ein Nachdiplomstudium an der University of London mit einer Vertiefung in den Fächern «International HR» und «Marketing» ein. Nach einer dreijährigen Babypause war es nicht einfach, wieder ein Studium aufzunehmen. Und natürlich verlangt ein Fernstudium mit Online-seminaren und Prüfungen in London einer Vollzeitmutter mit zwei kleinen Kindern einiges an Disziplin ab. Dieser Abschluss war mir aber sehr wichtig. Im Nachhinein betrachtet wäre damals vielleicht eine Beratung im Laufbahnenzentrum sinnvoll gewesen. Vielleicht hätte ich mich dann – im Hinblick auf die Chancen bei der Stellensuche – eher für eine Marketingausbildung in der Schweiz entschieden.

Ugandische Gastfreundschaft

Neben dem Familienleben, der Arbeitssuche und Weiterbildungen war es mir von Anfang an wichtig, hier in Zürich Kontakte zu knüpfen und Freunde zu

Rebecca (37) hatte in Uganda Rechts- und Wirtschaftswissenschaften studiert und hat sich in der Schweiz mehrfach weitergebildet. Derzeit engagiert sich die zweifache Mutter hauptsächlich in sozialen Belangen in ihrem Quartier sowie im Ausländerinnen- und Ausländerbeirat der Stadt Zürich, möchte aber gerne auch wieder Vollzeit arbeiten.



«Wenn ein afrikanischer Abschluss hier nichts wert ist, dann muss ich eben einen europäischen haben.»

finden. Ganz zu Beginn besuchte ich regelmässig den englischsprachigen Gottesdienst der anglikanischen Church of England. Schon nach kurzer Zeit ging ich auch immer öfter in die reformierte Thomaskirche in unserem Quartier, um auch Leute aus meiner Nachbarschaft kennenzulernen. Bald begann ich, mich in der Kirchgemeinde zu engagieren. Ich schenkte sonntags nach dem Gottesdienst Kaffee aus oder half im Sommer bei der Gelateria. Als unsere Familie grösser wurde und wir eine neue Wohnung suchten, konnten wir dank eines Angebots der Kirche im Quartier bleiben. Das war auch insofern ein Glück, als unsere neue Wohnung in unmittelbarer Nähe zur Kirche und zu einem Kinderspielplatz lag. Ich lernte dadurch sehr viele Leute kennen. Noch heute kommen viele Frauen spontan bei uns vorbei, die ich auf dem Spielplatz oder bei der Mütter- und Väterberatung kennengelernt hatte. Wahrscheinlich liegt das auch daran, dass ich – wie das in Uganda üblich ist – oft die Mütter einfach angesprochen und sie nach Hause eingeladen habe. Mit der Zeit entwickelten sich bei uns zu Hause regelrechte Frauentreffs. Da einige der Frauen englischer Muttersprache waren, war es für die Schweizer Frauen auch eine gute Gelegenheit, ihre Englischkenntnisse anzuwenden.

Soziales Engagement

Die Jahre meiner Zweitausbildung waren sehr anstrengend, aber auch spannend. Neben dem Studium und den Kindern war ich bald in immer mehr Aktivitäten engagiert. In unserer Kirche habe ich zum Beispiel ein Eltern-Kind-Singen angestossen und natürlich auch gleich alle meine Freundinnen mitgebracht. Seit meine Kinder im Kindergarten sind,

bin ich auch im Elternforum unserer Schule aktiv. Neben verschiedenen Aktivitäten rund um die Schule bin ich insbesondere darum bemüht, ausländische Eltern für eine Mitwirkung zu motivieren, da diese Form der Mitarbeit in vielen Ländern nicht üblich ist. Als mich die Leiterin der Spielgruppe, in der auch meine beiden Kinder gewesen waren, anfragte, ob ich nicht aushelfen könnte, habe ich sofort zugesagt. Ich war zwar noch mitten in meinem Studium, konnte mir aber gut zuerst ein-, dann zweimal die Woche Zeit nehmen, zumal jetzt beide Kinder im Kindergarten beziehungsweise in der Schule waren. Heute bin ich schon im dritten Jahr in der Spielgruppe des Gemeinschaftszentrums Heuried aktiv und helfe bei der Betreuung. Meine Einsätze werden zwar nicht bezahlt, es macht mir aber grossen Spass. Vielleicht könnte ich es mir unter anderen Umständen sogar vorstellen, diese Aufgabe zu meinem Beruf zu machen. Leider ist aber die Arbeit einer Spielgruppenleiterin nicht genügend gut bezahlt, als dass man damit eine Familie ernähren könnte. Da mein Mann ein gutes Stück älter ist als ich, wird mein Einkommen nach seiner Pensionierung noch während vieler Jahre wichtig sein für unsere Familie. Aus diesem Grund versuche ich auch, in einem anderen Berufsfeld Fuss zu fassen.

Bereit für eine neue Arbeitsstelle

Über die Spielgruppenleiterin bin ich auch auf ein weiteres gesellschaftliches Engagement gestossen. Sie hatte mich als Erste darauf aufmerksam gemacht, dass neue Mitglieder für den Ausländerinnen- und Ausländerbeirat der Stadt Zürich¹ gesucht würden. Sie war überzeugt, dass ich mit meinen Erfahrungen und meiner Vernetzung einen wichtigen

Beitrag leisten könnte. Kurz darauf haben mich zwei weitere Personen aus meinem Umfeld auf die Ausschreibung hingewiesen und mich motiviert, mich dort zu engagieren. Da sich unmöglich alle drei in mir täuschen konnten, habe ich mich beworben und bin nun seit Anfang 2015 ein Mitglied des Beirats. Dort setze ich mich gemeinsam mit 22 Kolleginnen und Kollegen aus insgesamt 18 Ländern für die Anliegen der ausländischen Bevölkerung in der Stadt ein.

Ich bin auch in vielen sogenannten «Expats-Gruppen» aktiv, wo wir natürlich Englisch sprechen. Hier geht es einerseits darum, Leute kennenzulernen und sich zu vernetzen, aber auch darum, sich zu bestimmten Themen wie Kinder, Schule, Arbeitssuche etc. auszutauschen und sich gegenseitig zu unterstützen. Im vergangenen Sommer habe ich mein Studium abgeschlossen und habe noch einmal einen Deutschkurs besucht, vor allem um meinen schriftlichen Ausdruck zu verbessern. Meine Kinder sind beide in der Schule, und jetzt bin ich bereit, eine Stelle anzutreten. Am liebsten würde ich Vollzeit im Bereich Marketing oder HR arbeiten. Wenn ich wählen könnte, dann wäre es eine Stelle, die mit Reisen verbunden ist. In meinem früheren Job war ich viel unterwegs, und nach fast neun Jahren habe ich diesbezüglich einen grossen Nachholbedarf.

Adamo Antoniadis, Integrationsförderung

¹ Der Ausländerinnen- und Ausländerbeirat der Stadt Zürich vermittelt dem Stadtrat Anliegen und Bedürfnisse der ausländischen Bevölkerung der Stadt Zürich und leistet Beiträge zugunsten der Integration sowie für ein gutes Zusammenleben.

«Ich wollte etwas Neues sehen und entdecken»

Sie sind Anfang der 1990er-Jahre als 23-jährige Frau nach Zürich gekommen. Wie kam es zu diesem Entscheid?

Ich wollte weg von Brasilien, etwas Neues sehen und entdecken. Dabei habe ich nicht spezifisch an die Schweiz gedacht. Die Möglichkeit bot sich an, weil meine Schwester schon hier war und in Bülach als Au-pair arbeitete. Auch sie ist in die Schweiz gekommen, weil unserer Cousine bereits hier war – also bin ich das dritte Glied in dieser Kette. Ich kam ohne konkrete Wünsche in die Schweiz. Es war nie mein Ziel, Familie zu haben und einen Beruf zu finden, sondern einfach glücklich zu werden. Dass es heute so ist, hat sich Schritt für Schritt ergeben. Zum Glück.

Wie erlebten Sie Ihre erste Zeit in der Schweiz?

Ich war offen, spontan und hatte vor nichts Angst. Voller Neugierde wollte ich das Land kennenlernen. Ich war viel unterwegs und versuchte, mit den Menschen in Kontakt zu kommen.

Hat das geklappt? Haben Sie dabei auch schlechte Erfahrungen gemacht?

Ich sage immer, «es gibt keine schlechten Menschen, nur schlechte Tage». Ich habe keine schlechten Erfahrungen gemacht, nein. Wenn ich auf eine Person mit schlechter Laune stiess, ging ich ihr aus dem Weg. Natürlich, die Menschen hier sind zurückhaltender und verschlossener als in meiner Heimat. Heute verstehe ich, wieso: Die Menschen hier sind mit einer Verantwortung unterwegs; sie müssen pünktlich zu einem Termin oder Treffen und haben deshalb den Kopf nicht frei für spontane Konversationen. Es hat ein paar Jahre gedauert, bis ich diesen kulturellen Unterschied begriffen habe. Gleichzeitig hatte ich nie Probleme damit, es ist einfach anders, das akzeptiere ich. Ausserdem habe ich mich mit der Zeit an die Schweizer Kultur angepasst. Heute sitze ich ebenfalls im Tram mit Zeitung oder Handy beschäftigt und schaue weder links noch rechts.

Sie sprechen fließend Deutsch. Wie kam es dazu?

Die Sprache und das fremde Essen bereiteten mir am meisten Mühe bei meiner Ankunft. Generell bin

ich mit einem starken Willen, etwas zu lernen, in die Schweiz gekommen. Ich habe schnell gemerkt, dass die Sprache wie ein Schlüssel ist, ohne den man keine Türen öffnen kann. So habe ich in den alltäglichsten Situationen – beim Einkaufen oder Lesen der Werbeplakate – versucht, deutsche Wörter zu lernen. Am stärksten hat mich aber mein neuer Freundeskreis hier motiviert. Niemand sprach Brasilianisch und als Einzige, die kein Deutsch konnte, fühlte ich mich oft ausgeschlossen. Später habe ich auch intensiv Sprachkurse belegt.

Woher kannten Sie diese Leute, die Sie zum Deutschlernen motivierten?

Nicht, wie Sie vielleicht erwarten, über meine Cousine oder Schwester. Vielmehr bin ich raus auf die Strasse und habe den Kontakt gesucht. Am Anfang kommunizierten wir in einem Gemisch von

«Ich habe schnell gemerkt, dass die Sprache wie ein Schlüssel ist, ohne den man keine Türen öffnen kann.»

Italienisch, Spanisch und Deutsch, mit Händen und Füßen.

Haben Sie so auch Ihren Mann kennengelernt?

Meinen Mann habe ich nach ein paar Monaten in der Schweiz kennengelernt. Ich tanze sehr gerne, und an einer südamerikanischen Veranstaltung in Zürich im Volkshaus hat mein Tanzstil ihn anscheinend beeindruckt. An jenem Abend begann unsere Liebesgeschichte. Mich beeindruckte seine Sportlichkeit, und er zeigte mir die Schweizer Berge ...

Seit vier Jahren arbeiten Sie als Badangestellte in einem Hallenbad. Wie sind Sie zu dieser Anstellung gekommen?

Angefangen hat diese Berufslaufbahn als Aushilfe im Flussbad Unterer Letten. Mein Mann sagte mir immer: «Du bist eine treue, fleissige Schwimmerin,



Francy (47) zog vor 24 Jahren von Brasilien in die Schweiz. Die mit einem Schweizer verheiratete Mutter zweier Söhne arbeitet als Badangestellte in einem städtischen Hallenbad.

seit ich dich kenne.» Durch dieses Hobby habe ich viele Leute kennengelernt, die mich auf die Idee brachten, mein Hobby zum Beruf zu machen. Es entsprach mir, dass der Ausbildungsweg zu diesem Beruf kurz ist. Ich wollte schnell arbeiten können. Einen eigenen Beruf zu haben, gibt mir ein Stück Freiheit, sowohl finanziell als auch sozial. Ich schätze diese von meinem Mann unabhängige Welt sehr, sie gibt mir ein eigenes Umfeld und Anerkennung. Die Arbeit als Badangestellte bereitet mir viel Spass, und glücklicherweise gibt es viele Möglichkeiten, sich in diesem Berufsfeld weiterzuentwickeln. Gerade arbeite ich auf das Ziel hin, den J+S-Leiterkurs «Schwimmsport» zu absolvieren, der es mir erlauben wird, Schulkindern Schwimmunterricht zu geben.

Wie sah Ihr Entwicklungsweg vor dieser Stelle aus?

Mein Mann war mir eine grosse Hilfe auf meinem beruflichen Weg. Als Erstes gingen wir gemeinsam zum Berufsinformationszentrum, wo wir unterschiedliche Berufe besprachen. Da ich mich für keinen Beruf begeistern liess – auch nicht für Floristin, denn besonders kreativ war ich noch nie –, entschieden wir, dass ich an der Fachschule Viventa den Sekundarabschluss nachholen würde. Die fünfzehn Monate Schule waren eine grosse Herausforderung, auch weil ich die Sprache zu diesem Zeitpunkt noch nicht gut sprach. Ich habe nicht alle Prüfungen bestanden und diese auch nicht wiederholen wollen – vielleicht wäre es für mein Selbstbewusstsein wichtig gewesen. Doch damals hatte ich nicht begriffen, wieso dieser Abschluss wichtig für meinen zukünftigen Beruf sein sollte.

Insgesamt war mein Entwicklungsweg lang und etwas wirr. Angefangen habe ich mit diversen Haushaltsarbeiten für Familien. Eine Zeit lang war ich sogar private Chauffeurin für eine wohlhabende Familie. Nach der Geburt meines ersten Sohnes konnte ich eine Zeit lang in einer Kinderkrippe den Mittagstisch machen. Für die Ausbildung zur Kleinkindererzieherin fehlte mir jedoch die Ausdauer, und ich habe bald gemerkt, dass mich diese Arbeit auf lange Sicht nicht glücklich machen würde.

Tiefpunkt war der Beginn einer neuen Stelle im Opernhaus als Mitarbeiterin im Reinigungsdienst. Es war die ideale Stelle: Teilzeit, gut bezahlt, interessante Aufgaben. Dank grosser Bemühungen habe ich die Stelle bekommen. Doch die angehende Kollegin, die mich einführte, hat mich erniedrigt, weil ich die

Sprache noch nicht gut konnte. Das hat mich sehr runtergezogen. Ich blieb zu Hause, wollte nicht mehr raus, dachte, ich passe nicht in diese Gesellschaft. Bis mir klar wurde, dass ich den Tiefpunkt zum Guten wenden musste: Die Erfahrung hat mich gestärkt, und ich habe gelernt, dass ich mich wieder neu orientieren musste. So bin ich danach Badangestellte geworden.

Sie sind stolze Mutter von zwei Söhnen. Wie organisieren Sie die Kinderbetreuung?

Als die Kinder klein waren, hat mein Mann Wert darauf gelegt, dass ich zu Hause blieb, da er zu hundert Prozent arbeitete und wir uns eine Krippe nicht leisten konnten. Fünf Jahre war ich mit den Kindern zu Hause, wollte aber trotzdem unbedingt weitere Arbeitserfahrungen sammeln: An den wöchentlich zwei von mir betreuten Mittagstischen in der Kinderkrippe konnte ich den jüngeren Sohn jeweils mitnehmen. Für die Betreuung des Älteren kam dann mein Mann in seiner Mittagspause nach Hause. Als die Kinder in die Schule kamen, fing ich an, Ganztagesstellen zu suchen. Heute sind beide Söhne im Gymnasium und demnach ganztags versorgt. Wenn ich eine Abendschicht im Hallenbad habe, ist mein Mann für die Jungs verantwortlich. Ich glaube, wir alle geniessen die Abwechslung!

Was hat sich für Sie und Ihren Mann seit Ihrem festen Arbeitseinstieg verändert?

Mir gefällt es, und er findet es auch toll, dass ich eine feste Stelle habe. Wenn wir Meinungsverschiedenheiten haben, ist es wegen meiner temperamentvollen und unruhigen Art – im Gegensatz zu seiner Schweizer Art. In meinem Interesse an allem Neuen und meinem aktiven Lebensstil unterstützt er mich immer und gibt mir Kraft. Manchmal kommentiert er meine Lebensenergie im Spass: «Bald bist du im Schweizer Bundesrat.»

Träume? Wie sehen Sie Ihr Leben in fünf Jahren?

Ich träume nicht, ich bin realistisch. Ich kämpfe für die Weiterbildung, um Schwimmunterricht geben zu dürfen. Es ist etwas Kleines, aber für mich von grosser Bedeutung. Bis mein jüngerer Sohn seinen Weg gefunden hat, bleibe ich sicher in der Schweiz. Danach ist alles offen.

Laura Fischer, Stadtentwicklung Zürich

Von einem, der auszog ...

Für Waldemar war bereits früh klar, dass er nicht in seiner Heimat Polen bleiben würde. Er wollte sich frei bewegen können. Mit zwanzig hatte er diese befreiende Erfahrung bei einem einmonatigen Aufenthalt in Schweden gemacht. Im konservativen Polen wurden Schwule um die Jahrtausendwende hingegen noch immer diskriminiert und marginalisiert. Ausserdem war die Arbeitssituation in Polen damals sehr schwierig. Die Arbeitslosenquote lag bei rund sechzehn Prozent. Es war praktisch unmöglich, einen Praktikumsplatz für eine Ausbildung oder eine längerfristige Anstellung zu finden. Mit seinem gelernten Beruf als Sanitärinstallateur konnte sich Waldemar nicht identifizieren. Aufgewachsen in einer Kleinstadt mit neuntausend Einwohnern, zog es ihn in die Hauptstadt. Doch auch in Warschau gab es keine Möglichkeit, sich zum Koch ausbilden zu lassen oder eine Lehrstelle im Service oder Verkauf zu finden. Mit ein paar Monaten Arbeit in einer Pizzeria, auf einer Baustelle oder bei den Eltern auf dem Bauernhof hätte er sich damals durchgeschlagen, meint er. Und: Wer keine oder nur schlecht bezahlte Arbeit finde, der sei natürlich eher bereit, das Land zu verlassen.

Zielort Berlin

Im Jahr 2000 machte Waldemar das erste Mal Ferien in der Schweiz. Eine Bekanntschaft in einer Warschauer Disco war der Grund dafür. Aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich, nach weiteren Besuchen in Zürich, eine tiefe, bis heute anhaltende Freundschaft. Seinen zukünftigen Lebenspartner jedoch lernte Waldemar bei einem dieser Ferienaufenthalte in der unmittelbaren Nachbarschaft im Haus gegenüber kennen. «Er lud mich ein. Ich konnte kaum Deutsch, wir haben uns mit Händen und Füssen ausgetauscht. Er hatte ein Auge auf mich geworfen, das habe ich gemerkt.» Das war Motivation für Waldemar, besser Deutsch zu lernen, Bücher zu kaufen und sich – zurück in Polen – die Sprache im Selbststudium anzueignen. Sein Ziel war es, die Sprache gut genug zu beherrschen, um sich, wie eigentlich seit längerem geplant, in Deutschland eine Arbeit suchen zu können. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland war gut. Der Bruder war

dort Lastwagenchauffeur. Die Schwester lebte in Berlin. Bei ihr hätte er wohnen können, einen Job hatte er inzwischen auch in Aussicht. Als Maler hätte er auf derselben Baustelle arbeiten können, auf der auch bereits seine Schwester eine Anstellung gefunden hatte. Innerhalb der EU-Länder reichten Wohnsitz und Job als Voraussetzung aus, um eine Niederlassung zu bekommen.

Ökonomische Unabhängigkeit

In Deutschland hatte Waldemar nun Arbeit und Wohnung in Aussicht und in Zürich eine Liebe, die noch neu und ohne klare Zukunft war. «Er wollte nicht, dass ich nach Berlin gehe, er wollte, dass ich in die Schweiz komme, und wollte mir in Zürich eine Arbeit besorgen. Aber er war noch in einer anderen Beziehung.» Und in der Schweiz war damals für Staatsangehörige aus den «alten» EU-Mitgliedsstaaten die Grenze noch geschlossen. Erst im Mai 2011 kam Polen in den Genuss der vollständigen Personalfreizügigkeit.

Doch die Liebe war stärker. «Wir zogen gemeinsam in eine Wohnung. Wir wollten zusammen sein. Das war für uns beide klar und das Richtige.» Aber in Zürich eine Arbeit zu finden, war zunächst schwierig und mit der regelmässigen Rückkehr nach Polen verbunden. Die naheliegende Lösung, im Restaurant des Freundes zu arbeiten, liess sich nicht realisieren. Dafür fehlte die Arbeitsbewilligung. Das war eine schwierige Zeit, weil unklar war, ob es klappen würde oder nicht.

Grundlegend geändert hat sich die Situation für Waldemar dann aber erst mit dem Eintrag der Partnerschaft im Stadthaus. Die Aufenthaltsbewilligung war wichtig und machte es erst möglich, eine Stelle zu finden. «Die ersten Jahre arbeitete ich bei einem Reinigungsinstitut. Ich bin einfach bei einer

Waldemar (42) ist in Polen geboren und dort auf einem Bauernhof aufgewachsen. Nach einer Ausbildung zum Sanitärinstallateur bildete er sich im Gesundheitswesen weiter und ist heute in der Pflege tätig. Er lebt mit seinem Partner in Zürich.



Firma vorbeigegangen und habe gefragt, ob sie jemanden brauchten. Da konnte ich stundenweise arbeiten. Damit ich meinen eigenen Lohn hatte.» Arbeit gab es genug. Die Einsätze waren unregelmässig, jeweils einige Stunden am Morgen und einige Stunden am Abend. Der Wunsch war klar, etwas Neues zu lernen und eine feste Anstellung zu finden.

Ausbildung mit guten Jobaussichten

Der Tipp, eine Pflegeausbildung zu machen, kam vom Partner. «Ich habe den Kurs angefangen, zweimal in der Woche, nebenbei habe ich weiter in der Reinigung gearbeitet. Mit dieser Ausbildung war ein Berufseinstieg in die Pflege möglich, wo immer Leute gebraucht werden.» Die erste Hürde war die Deutschprüfung im Aufnahmeverfahren, die zweite dann jene der Fachbegriffe. «Das war schwierig, und ich habe mir Hilfe geholt bei Freunden. Ein polnischer Bekannter, der die Pflegeausbildung zuvor absolviert hatte, lernte mit mir einmal die Woche.»

«Man kann nicht alle Leute in einen Topf werfen, es gibt verschiedene Menschen.»

Auch der Tipp mit dem Praktikum im Pflegeheim Bethanien kam von seinem Partner. Nach erfolgreichem Kursabschluss wurde daraus bei der Spitex, die das Pflegeheim damals leitete, eine Anstellung zu achtzig Prozent im Stundenlohn. Weitere zwanzig Prozent ergaben sich mit Einsätzen in anderen Spitälern, Alters- und Pflegeheimen. Kurz nach seiner Anstellung wurde das Pflegeheim reorganisiert und ging in Privatbesitz über. «Dass ich bleiben konnte, hat mich sehr gefreut. Ohne Erfahrung war ich in die Pflege eingestiegen und hatte nun eine Festanstellung. Für mich war klar: Das gefällt mir, in diesem Bereich will ich bleiben.» Es folgte ein berufsbegleitender Pflegeassistentenkurs, der dazu führte, dass man Waldemar mehr Kompetenzen übertrug. Mit dem zweitbesten Abschluss des Kurses in der Tasche überlegt er sich, nun auch noch die zweijährige Ausbildung zum Fachangestellten zu absolvieren.

Wahlheimat Zürich

Die Heimat blieb Waldemar wichtig. Insbesondere in den ersten Jahren. «Ich bin immer wieder mit meinem Freund nach Polen gereist, wo wir meine Eltern besuchten. In der Schweiz hatte ich zwar meinen

Freund – das war und ist sehr wichtig und schön – aber etwas hat mir lange gefehlt. Ohne befriedigende Arbeit und gute Sprachkenntnisse habe ich mich hier nicht zu Hause gefühlt. Mit ein Grund war der schlechte Ruf Polens in Europa und der Schweiz. Immer wieder habe ich Sprüche gehört.» Auch wenn man solche Sprüche nicht persönlich nehme, man fürchte sich vor solchen Pauschalverurteilungen und möchte nicht mit Leuten in Verbindung gebracht werden, die sich schlecht benehmen. Man sei hier und versuche, das Beste zu geben und zeige die beste Seite von sich.

Die Beendigung der Pflegeassistentenschule, die merklich verbesserte Sprache, die Freude am Beruf, gute Arbeitskollegen und Freunde hätten sehr geholfen, sich in Zürich zu Hause zu fühlen. Wichtig ist, meint Waldemar, nicht zu Hause sitzen zu bleiben, sondern etwas zu unternehmen. Eine weitere Erfahrung, die er gemacht hat, ist dass man alles lernen kann, wenn man will. Es muss nicht für immer sein. Aber man lerne Leute kennen und bekomme Tipps. Während des Interviews betont Waldemar mehrmals, wie wesentlich es sei, die Sprache zu können. Er sehe es an befreundeten Paaren. Oft werde in Partnerschaften nicht Deutsch gesprochen, sondern eine andere Sprache, die beide bereits kennen – Englisch, Französisch oder Italienisch. Deutsch sei jedoch ein Muss, um sich beruflich wie auch am Wohnort gut zurechtzufinden.

Die ersten, langen Busreisen in die Schweiz, die zwei bis drei Tagesausflüge in andere Länder im Lastwagen seines Bruders, das liegt nun einige Jahre zurück. Die Reiselust, die ist geblieben, Zürich aber ist klar zur Wahlheimat geworden. «Mein Partner hat sein Restaurant aufgegeben und arbeitet heute als Koch in einem Altersheim. Beide haben wir jetzt feste Arbeitszeiten, das gibt uns die Möglichkeit miteinander zu reisen. Und wir wollen in der Stadt bleiben. Ich bin seit zwei Jahren Schweizer Bürger und gemeinsam mit meinem Partner Stadtzürcher.»

Und Polen? Dort habe sich einiges geändert, meint Waldemar. Vor zwei Jahren wurde der erste homosexuelle Bürgermeister gewählt. Noch zehn Jahre zuvor galt dieser nach seinem Outing in vielen Kreisen als unwählbar und wurde gar mehrmals bedroht und verprügelt. Auch die Arbeitssituation in Polen ist besser geworden. Viele junge Leute verlassen das Land heutzutage nicht aus Not, sondern um neue Erfahrungen in einem anderen Land zu sammeln.

Franziska Dörig, Stadt- und Quartierentwicklung

Wie die Bratwurst nach New York kam

Wenn Daniela mit ihrer Familie zu Besuch in ihrer alten Heimat Zürich ist, machen sie jedes Mal einen Abstecher in den «Vorderen Sternen», um eine Bratwurst zu essen. Die Schweizer Wurst hat es Daniela so sehr angetan, dass sie seit ein paar Jahren in ihrer neuen Heimat New York einen eigenen Wurstbetrieb führt.

Vor fünfzehn Jahren zog sie der Liebe wegen nach New York – dass sie der einst selbstständige Unternehmerin und Wurstproduzentin sein würde, war aber keineswegs vorprogrammiert. Die gelernte Schneiderin hatte zuvor als Freelancerin in verschiedenen Branchen gearbeitet. Zudem war sie überzeugt, eines Tages wieder zurück in die Schweiz zu gehen: «Ich dachte immer, ich bleibe ein bisschen in New York. Ich hätte nie gedacht, dass ich hier ein Leben aufbauen würde.»

Etappenweiser Umzug nach New York

Mit fünfundzwanzig verliebte sich Daniela in Neal, einen New Yorker Saxofonisten, der in Zürich ein Konzert gab. Während der nächsten Zeit führten die beiden eine Fernbeziehung. Daniela war damals beim Schweizer Fernsehen in der Kostümabteilung der Serie «Lüthi und Blanc» angestellt. In den langen Ferien zwischen den Staffeln packte sie jeweils ihre Koffer und flog nach New York. Schon während dieser Besuche arbeitete sie – wegen der fehlenden Arbeitsbewilligung zunächst schwarz – zum Beispiel als Barista in einem kleinen Kiosk in Manhattan. Nach zwei Jahren Fernbeziehung folgte dann die Heirat, und Daniela konnte zum ersten Mal länger als drei Monate in New York bleiben. Ihren gesamten Hausrat nahm sie allerdings nicht mit: «Ich bat einfach immer Freunde, die mich besuchen kamen, ein

paar Dinge mitzubringen. Auch meine Nähmaschine kam so nach New York.»

Schneiderin in der Modeszene

Als Besitzerin einer Greencard und einer Arbeitsbewilligung begann Daniela als freischaffende Schneiderin zu arbeiten. Sie machte Änderungsarbeiten für Private und war Schneiderin am Set von Fotoshootings der Modebranche. Die ersten Aufträge erhielt sie über Kontakte ihres Mannes. Auf die Frage, ob es schwierig war, damals von ihrem Mann abhängig zu sein, antwortet sie lachend: «Nein, ich fand, das war das Mindeste, was er für mich machen konnte. Ich

Geldes, das kursierte, unsympathisch war und ziemlich einschüchternd auf sie wirkte. Dennoch arbeitete sie eine Weile in dieser Welt, orientierte sich aber bald beruflich neu.

Vom Fotoshooting zum Catering

Auf die Sets der Fotoshootings brachte jeweils ein Caterer das Essen, und Daniela merkte, dass diese Welt ihr eher entsprach. «Gekocht habe ich immer gerne, und Lebensmittel haben mich mehr interessiert als das Nähen. Deshalb stieg ich ins Catering ein.» Der Einstieg in die Gastronomie gelang ihr – von den anfangs erwähnten Brat-

«Ich dachte, das ist doch nicht so schwer. Wir machen eine Wurst, suchen einen Namen, gründen eine Firma, und dann beginnen wir zu verkaufen. Aber so war es überhaupt nicht.»

hatte ja mein Leben in der Schweiz aufgegeben für ihn!» Bald hatte Daniela ihr eigenes New Yorker Netzwerk, doch der Einstieg in das dortige Arbeitsleben war nicht nur einfach. Sie musste sich um Aufträge kümmern, gleichzeitig die Gesetze und Abläufe im neuen Land kennenlernen und bei den Ämtern vorsprechen. Zwar hatte sie bald genug Arbeit: In den USA gibt es keine Berufshilfen wie in der Schweiz, weshalb sie als gelernte Schneiderin sehr gefragt war. Doch Daniela fühlte sich von Anfang an unglücklich in der Modebranche. Es sei eine sehr andere Welt gewesen, die ihr wegen des vielen

würsten war sie allerdings noch weit entfernt. Sie arbeitete für verschiedene Firmen, die das Catering für grosse Anlässe organisierten oder Private und deren Gäste bekochten. Wie in der Modewelt arbeitete sie auch in dieser Welt freiberuflich. Dadurch war sie flexibel, was insbesondere praktisch war, weil ihr Mann als Musiker viel unterwegs war. Auch als ihr erstes Kind, Leon, zur Welt kam, kehrte sie nach einer Pause in die Gastronomie zurück. Ihre fehlende Ausbildung auf dem Gebiet war nie ein Problem, sagt Daniela: «Amerikaner sind so offen und freundlich. Es ist nicht wichtig, welchen Ab-

schluss du hast. Wenn du smart bist und angenehm zum Zusammenarbeiten, dann sagen sie: «Let's do it!». Sie brachte sich so alles selber bei und sammelte Erfahrungen, indem sie mit vielen Leuten zusammenarbeitete. Beim Catering lernte Daniela ihre nächste berufliche Station kennen, das Food Styling. Sie bildete sich wiederum selber weiter zur Foodstylistin und arbeitete dann vor allem in diesem Bereich.

Ein Abstecher in die Schweiz

Doch die Frage, wie ihr Leben in der Schweiz aussehen würde, wäre sie nicht nach New York ausgewandert, liess Daniela nie richtig los. Sie vermisste die berufliche Sicherheit, die sie in der Schweiz genossen hatte. Deshalb zog die ganze Familie (ihr zweites Kind, Lily, war mittlerweile zweijährig) im Jahr 2011 in die Schweiz. Diesmal war es ein richtiger Umzug: «Wir gingen mit Sack und Pack. Meine Mutter hatte für uns eine Wohnung gefunden. Ich dachte: «That's it, zurück in die Schweiz.» In Zürich fand sie eine 60-Prozent-Stelle als Filialleiterin. Für Daniela war es ideal, sie genoss es, eine feste Anstellung mit fixem Lohn und Anspruch auf Ferien zu haben, auch wenn die Arbeit selber nicht sehr spannend war. Neal hingegen wurde es bald klar, dass sich das Leben in der Schweiz nicht mit seiner Tätigkeit in New York vereinbaren liess. Nach dreizehn Monaten ging die Familie deshalb zurück.

Vom Food Styling zur Bratwurst

Daniela wusste, diesmal würde sie in New York bleiben. So begann sie im Jahr 2012 ihre Bratwurstfirma zu entwickeln. Der Zeitpunkt war ideal, um ein eigenes Geschäft aufzubauen: Die Kinder waren schon etwas grösser, und sie konnte endgültig mit ihrem Leben in der Schweiz abschliessen. «Früher wollte ich nie eine richtige Stelle suchen, weil ich immer dachte, ich gehe zurück.

Das blockierte mich auch», sagt Daniela. Nun war sie aber definitiv in New York, und die Idee, die Schweizer Bratwurst nach New York zu bringen, geisterte schon lange in ihrem Kopf herum. «Seit Neal das erste Mal in Zürich war, gingen wir immer in den «Vorderen Sternen», um eine Bratwurst zu essen. Und ich fand immer, das braucht es in New York auch. Amerikaner essen ja viele Würste, aber es gibt keine richtig guten Würste, mit einer feinen Struktur und lecker gewürzt ...» Daniela kommt ins Schwärmen, wenn sie von Bratwürsten spricht. Sie gibt aber auch zu, dass sie sich das ganze Unterfangen einfacher vorgestellt hatte: «Ich dachte, das ist doch nicht so schwer. Wir machen eine Wurst, suchen einen Namen, gründen eine Firma und dann beginnen wir zu verkaufen. Aber so war es überhaupt nicht.» Die Unternehmensgründung von «Starwurst» brachte viel Arbeit mit sich. Das Rezept musste ausgetüfelt werden, Daniela suchte lange einen Metzger, der die Bratwurst nach ihren Wünschen herstellen konnte, und dann standen auch noch die administrativen Arbeiten an. Die eigentliche Firmengründung konnte zwar an einem Tag online erledigt werden. Daniela brauchte jedoch auch noch eine Tax Number, um Unternehmenssteuern zu zahlen, und musste eine Food Handling Licence erwerben, damit es ihr erlaubt war, im öffentlichen Raum Essen zuzubereiten und zu verkaufen. Unterstützung bekam sie während dieser Zeit von ihrem Mann und von Freunden, die auch im Lebensmittelbereich tätig sind. Den Rest der Informationen suchte sie sich selber im Internet zusammen. Bis Daniela die Wurst hatte, die ihr vorschwebte, und sie diese auch verkaufen konnte, dauerte es rund zwei Jahre. Mittlerweile ist ihr Unternehmen aber gut angelaufen. Sie verkauft von April bis November jedes Wochenende Bratwürste und Bürlis an einem mobilen Stand auf Street Food Markets und beliefert zwei

Restaurants. In der Hauptsaison hatte sie sogar eine Studentin aus der Schweiz während zweier Monate angestellt. Daniela arbeitet ab und zu noch als Foodstylistin – «weil ich es gerne mache und es gut bezahlt ist» – aber ihr Ziel ist es, in einem Jahr ihr Einkommen hauptsächlich mit Starwurst zu verdienen. Wie es genau weitergehen soll mit ihrem Unternehmen, lässt Daniela noch offen. «Ich muss zuerst die Würste verkaufen, und es muss Geld reinkommen», sagt sie. Dann könnte sie sich aber vorstellen, entweder im Grosshandel tätig zu werden und weitere Restaurants zu beliefern oder aber einen fixen Stand, vielleicht sogar ein kleines Restaurant, zu eröffnen.

New Yorker Mentalität

Rückblickend findet Daniela, dass ihr Leben und ihre Arbeit in New York sich gut entwickelt haben, auch wenn sie anfangs keine konkreten Pläne für die Zukunft hatte. Sie erwähnt jedoch, dass sie schon froh sei, dass Neal aus New York ist und nicht «aus einem kleinen Kaff in Midwest». Es herrsche eine andere Mentalität im Schmelztiegel von New York. Daniela lacht, und fügt hinzu: «Wenn du hier sagst, du willst eine Bratwurstfirma eröffnen, dann sagt niemand: «Spinnst du?», sondern: «Great, let's do it!»»

Hannah Widmer, Stadt- und Quartierentwicklung

Die Zürcherin Daniela (40) folgte vor fünfzehn Jahren ihrer Liebe nach New York. Nach einem kurzen Versuch, zusammen mit Mann und den beiden Kindern doch wieder in Zürich zu leben, ist sie nun fest in New York angekommen.



Vierzehn Uhr, Alexanderplatz

Donnerstag, zweiundzwanzigster Januar. Die Bahnhofsuhr zeigt zwölf Uhr null, null, ich laufe mit einem Sandwich in der Hand, der Tasche auf meiner Schulter und dem beigen Mantel, unter dem ich schwitze, zu den Gleisen hoch. Oben angekommen, fährt der Zug vor meiner Nase ab. Schon wieder zu spät. Ich stampfe mit den Füßen in den schwarzen Schuhen, deren Schuhbündel sich gelöst haben. Nach tiefem Durchatmen, einem Schluck Wasser, stecke ich meine Haare zusammen, um meinen Nacken freizukriegen, den Mantel lege ich ab und puste meine Brust mit kaltem Atem an. Die halbe Stunde, während der ich auf den nächsten Zug nach Zürich warte, mache ich nichts. Als der Zug ankommt, steige ich wie gewohnt zuvorderst ein, laufe bis zum letzten Wagon durch, ohne mich umzusehen.

Der Zug ist fast leer um diese Zeit. Vorbei an schwarzen Schuhen betrete ich das letzte Abteil, drehe mich und frage mich, weshalb ich das eben getan habe, und setze mich neben einen Mann. Sofort stecke ich mir Kopfhörer in die Ohren, um nicht in ein Gespräch mit diesem Mann zu geraten, der wohl glaubt, ich wäre wegen ihm zurückgekehrt. Er läuft an mir vorbei und verschwindet in der Toilette. Ich betrachte seinen Laptop, sein Geldbeutel liegt auf dem Tisch, sein Handy daneben, seine Tasche steht offen am Boden.

«Machst du das immer so? All deine Sachen liegen offen da, bereit, um gestohlen zu werden. Du hättest ja wenigstens deinen Geldbeutel in deine Tasche stecken können. So unvorsichtig.»

«Ich hätte dich im leeren Zug schon gefunden, wäre einfach deinem Duft gefolgt.»

Sofort stopfe ich meine Ohren wieder mit Musik voll. Blicke manchmal sein

Spiegelbild in der Fensterscheibe an. Fünf Minuten, bevor der Zug in Zürich ankommt, springt der Mann auf und setzt sich direkt neben mich, nachdem ich eben die Zwiebel mit ein wenig Brot, so schien es mir, runtergewürgt habe. Die Hand vor meinem Mund, frage ich, was er da macht.

Eine Frau sollte man nie aus dieser Nähe betrachten. Dieser Pickel an meinem Kinn, den man sogar aus einer Zehnmeterentfernung sehen kann, muss jetzt die Grösse eines Fussballs erreicht haben. Während ich ihn ansehe, versuche ich das Kinn hinter der Schulter zu verdecken.

Ich versuche meinen Atem anzuhalten und mich ans Fenster zu drücken, um ihm nicht zu nahe zu kommen. Dann waren noch so Gedanken dazwischen, warum er so nah sitzt und was er bezwecken will.

«Ich muss mich beeilen, habe schon den letzten Zug verpasst und muss weiter.»

«Ich habe auch den letzten Zug verpasst, wie lustig. Sehen wir uns einmal wieder?»

«Ich weiss nicht, vielleicht.»

«Warte, hier meine Nummer, ich würde mich freuen.»

Nachdem ich aus dem Zug gestiegen bin, er sich nach einem Beinahesturz in die Lücke zwischen Zug und dem Bahnsteig von mir verabschiedet hat, habe ich nicht mehr an ihn gedacht.

Donnerstag, neunundzwanzigster Januar. Der Regen strömt aus den Wolken. Im Zug ist es kalt, und ich behalte den Mantel und die rote Baskenmütze gleich an. Irgendwo zwischen Bern und Basel kommt der Zug zum Stillstand.

«Meine Damen und Herren, aus technischen Gründen kann dieser Zug mo-

mentan nicht weiterfahren, wir bitten Sie um Geduld. Sobald der Regen ein wenig nachlässt, kann die Reise fortgesetzt werden. Wir entschuldigen uns und wünschen Ihnen trotz den Unannehmlichkeiten eine gute Weiterreise und danken Ihnen für Ihr Verständnis. In der Mitte dieses Zuges befindet sich ein Speisewagen, den Sie gerne besuchen können.»

Nach einer Stunde, siebzehn Ansagen und dreizehn Minuten rufe ich Andreas an, der mich eine weitere Dreiviertelstunde später mit dem Auto abholt.

Wir fahren nach Bern zurück. Auf der grossen Suche im Innenleben meiner Tasche nach meinem Handy greife ich zwischen die offenen Kaugummis und die Einkaufszettel. Als ich meine Hand aus der Tasche ziehe, klebt mir ein weiterer kleiner Zettel am Finger, von dem ich glaube, er sei eine Kaugummi-Verpackung, schon will ich meinen Kaugummi reinkleben. In diesem Moment entdecke ich eine Handnotiz, eine Telefonnummer, eine E-Mail und eine Adresse mit Namen. Ich muss lange überlegen. Dann fällt es mir wieder ein. Ich erzähle Andreas von diesem Mann, der mir im Zug begegnet ist.

–Hallo. Du weisst wohl nicht mehr wer ich bin. Wir haben uns im Zug kennengelernt letzte Woche.–

Wenig später später kommt eine Nachricht rein.

–Wollen wir uns heute Abend treffen?– Ich und Andreas schauen uns einen französischen Film an, dessen Namen ich gleich vergesse, und anschliessend trinken wir noch etwas. Ein paar Stunden später auf dem Nachhauseweg läuft ein betrunkenener Mann in mich rein. Es ist derselbe Mann, der mir im Zug begegnet ist.



Meral Kureyshi

Die 1983 in Prizren im ehemaligen Jugoslawien geborene Autorin lebt seit 1992 in Bern. Nach ihrem Studium am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel gründete sie das Lyrikatelier in Bern.

«Kannst du nicht aufpassen?»

«Wo warst du, warum hast du mir nicht zurückgeschrieben, komm mit mit mit.»

«Nein ich muss jetzt los, sorry.»

Andreas lacht, und ich sage, ich möchte nicht darüber sprechen.

Im Auto erhalte ich eine Nachricht mit den liebsten Grüßen von der Autobahn. Am nächsten Tag erhalte ich drei weitere Nachrichten vom wahrscheinlich noch immer betrunkenen Mann. Er fragt mich morgens, ob ich mit ihm frühstücken möchte, mittags, ob ich mit ihm mittagessen würde und abends, ob ich vielleicht Lust hätte, mit ihm zu Abend zu essen. Meine Antwort ist immer dieselbe. Nein.

Nachdem er das jedoch eine Woche lang durchzieht, ich mich bei meinen Freunden über ihn lustig mache und die Nachrichten nicht mehr ernst nehme, beschliesse ich, mich am Freitag von achtzehn bis neunzehn Uhr mit ihm zu treffen. Er kommt, wir lachen, er redet, ich lache, ich rede, er lacht und zeichnet mich auf einem Stück Papier, wir gehen tanzen und spazieren am Fluss entlang, dann ist es fünf Uhr früh, und ich gehe schlafen.

Am nächsten Tag folgen die gewohnten Nachrichten, und ich treffe mich erneut zum Abendessen mit ihm. Er redet, ich lache, ich rede, er lacht, wir gehen tanzen und spazieren in der Stadt. Lachend laufen wir durch die leeren Strassen und fahren mit dem ersten Zug nach Zürich in sein Zimmer und sehen

uns seinen Lieblingsfilm an. Der Tag in seinem winzigen Zimmer vergeht so schnell, dass wir zu essen und zu trinken vergessen. Er bestellt am Abend eine Pizza Margherita und eine Napoli bei der Dame von der Telefonauskunft, und sie verbindet ihn mit einem Pizzakurier. Ich sage laut:

«Ich fahre morgen nach Paris! Ich fahre ja morgen mit dem ersten Zug nach Paris, ich muss los, hast du mir einen Koffer?»

Mit dem leeren Rollkoffer in seiner Hand möchte ich mich um Mitternacht bei ihm mit einem Kuss auf die Wange verabschieden, er ist schneller und küsst mich, als würden wir uns nie mehr sehen, auf den Mund.

«Du kannst doch nicht einfach nach Paris verschwinden, jetzt doch nicht.»

Paris war voller stundenlanger Telefonate, und als ich nach einer Woche in Berlin ankomme, wo ich meinen Onkel besuchen will, bekomme ich eine Nachricht.

–Vierzehn Uhr, Alexanderplatz–
Er steht wirklich da und lacht mich an. Ich habe Angst.

«Wo wirst du wohnen?»

«Bei dir?»

«Du weisst, dass ich bei meinem Onkel bleibe.»

«Ja.»

«Weisst du auch, dass mein Onkel ein Türke ist?»

«Nein, ich dachte, du bist Französin.»
Was er trinken wolle, fragt mein Onkel im Restaurant.

«Ein Bier?»

«So was haben wir hier nicht.»

«Eine Schorle?»

Mein Onkel stellt ihm die Schorle auf den Tisch.

«Bu kim ya?»

Nach den Lügengeschichten und ein paar guten Neuigkeiten aus meinem Leben sagt mein Onkel:

«Tamam, er kann mit mir in meinem Bett schlafen und du schläfst mit Tanja, oldumu?»

Nach weiteren Lügen und Drohungen, ich würde nie wieder herkommen.

«Tamam, tamam, ihr könnt das Zimmer haben. Ich vertrau dir, hörst du?»

Drei Tage und Nächte vergehen mit Spaziergängen im Regen und sieben-

undzwanzig, vierunddreissig, siebzehn, achtundvierzig Anrufen von meinem Onkel, die ich nicht annehme.

Wir feiern seinen Geburtstag in einem Café in Neukölln, ich stecke, während er in der Toilette ist, Kerzen mit Zahlen, die dann fünfundzwanzig ergeben sollten, wenn man sie zusammenrechnet, frage, ob ich das Licht dämpfen kann, und als er rauskommt, singe ich leise, denn ich mag meine Stimme nicht so sehr.

Er hat sein Flugzeug verpasst, seinen Job hingeschmissen, ist mir nach Berlin gefolgt und sagt, nachdem wir uns eben erst ein paar Tage kennen:

«Ich liebe dich.»

Da ist es. Ich rieche es. Es stinkt, und ich habe es zu weit getrieben. Ich sage nichts und tu, als würde ich schlafen.

Meine Freunde sagen, er spinnt, er fährt jeden Abend von Zürich zu mir nach Bern und am nächsten Morgen wieder arbeiten, ich weiss nicht, was das bedeutet, meine Freunde sagen, es ist zu viel, er kommt, und ich sage ihm, es ist zu viel, wir ziehen nach einem Monat zusammen in eine Wohnung, und meine Freunde sagen, ich spinne.

Er wird mich nach drei Jahren fragen, ob ich seine Frau werden will, ich werde Ja sagen, wir werden streiten, wir werden lachen, wir werden heiraten und uns lieben, solange wir können, jeden Tag und darüber hinaus. Ich werde mich weiterhin verlieben in seine Blicke, in seine Bewegungen, in seine Worte, in seine Stimme, in sein Denken. Ich werde mich in ihn verlieben, immer wieder.

Meral Kureyshi



Falling into Place

Okay, so maybe natural disasters, famine and war are the most common causes of emigration, but another kind of calamity befalls a very lucky few and uproots their entire lives—namely, love.

I was twenty-seven years old when, in the spring of 2001, under the auspices of love, I surrendered my bachelorhood in California to move in with a Swiss woman I had known for less than a year, in a country that I had first heard of through Johanna Spyri's *Heidi* and Richard Rodger's and Oscar Hammerstein's *The Sound of Music* ('Climb every mountain! Ford every stream!').

At that time, Switzerland, for me, was mountains and glaciers, yodeling and alphorns, edelweiss and St. Bernard rescue dogs with small barrels of brandy hanging from their collars. It was William Tell and it was Martina Hingis. It was a ski chase in *On Her Majesty's Secret Service* and it was, in the opinion of Thomas Mann and F. Scott Fitzgerald, a place to send tuberculosis patients and psychologically damaged wives. And of course it was also sheep and goats and cattle.

Not once in my life had I ever imagined I would live in Switzerland, but then love makes us do wonderfully foolish things.

My first apartment in Switzerland was not in Zurich, but in Zug, an attic apartment—slanted ceilings and dormer windows, with no air-conditioning (I quickly learned that the Swiss look down on the American fetish for air-conditioning) and with a view of railroad switches and tilled farmlands. The day's heat would settle like a sauna in our apartment. And in the summer we slept with the windows open until the farmers began fertilizing their tilled fields with cow manure.

My first job was as a senior network administrator for a trading firm that specialized in buying and selling cocoa beans for the Swiss chocolate bar Toblerone. Fluency in German wasn't required. And the CEO, another American, had told me that he'd lived in Switzerland for more than a decade without ever needing to learn German. He had his two American daughters and he had his American wife and he had his—strange but true—American Cocker Spaniel. Now I had studied English literature in America. And

one of the curious things I learned is that language controls us as much as we control it. It is difficult for us to express something that has not already been predefined by our language (which is why we should still read the poets). So if you had the opportunity, wouldn't you want to step inside another language and see what meanings you'd been missing?

I signed up for German classes at the Migros Club School. The other students were a pregnant woman from Montenegro, a handyman from Croatia, a guitarist from Senegal and a seventeen-year-old Brazilian girl who was married to a much older Swiss man. The Brazilian girl told us that her grandmother had teased her every day about how cold it was in Switzerland. And so when she stepped off the plane one June, she was wearing long underwear, ski socks, a down jacket, mittens and a wool cap with earflaps. Once a month she sent money home to her parents and siblings.

For three years I took those classes. And day-by-day, month-by-month, my German steadily improved. I insisted on speaking German at home and in the office. And I began reading children's books, such as *Die kleine Hexe* and *Fridolin*—a book about a dachshund who loses its collar, goes on a great adventure, and, fittingly enough, experiences love and homesickness.

In English we would say that that dachshund 'fell in love'. But in German they would say that that dachshund 'hat sich verliebt'. And *verlieben*, I think, is an interesting word. It puts 'lieben' the German word for 'love' with the German prefix 'ver', which means both a change in state from one condition to

Blas Ulibarri (43) was born in French Camp, California. He studied English literature and has worked since 2004 as a freelance writer and translator. In 2011 he co-edited an anthology of Swiss poems and stories entitled *Das hab ich mir grösser vorgestellt*, published by Salis Verlag. Additionally, he hosts readings for visiting English authors at the Literaturhaus and Kaufleuten. He currently lives in Zurich with his partner and their eight-year-old son.

another (from not love to love) and also indicates a faulty action—as if the act of falling in love were somehow a defect or a failing. This idea, one could argue, is also inherent in the English phrase ‘to fall in love’. After all, when you’re done falling you usually hit the ground.

This, I suppose, is a roundabout way of saying that my relationship with that Swiss woman didn’t work out. Suddenly I found myself in a foreign country without any real friends. The weekends were long. The nights were longer. And I had time to question what I was doing with my life.

By now I was in Zurich, in a one-room apartment with large picture windows. Jewish boys, wearing black pants and vests, white dress shirts, skullcaps and sidelocks and prayer shawls, rang their bicycle bells up and down the street. The cherry trees had dropped their dark pink blossoms on the sidewalk. In the long evenings I returned to my first love—literature—and realized that I really didn’t like my work with computers at all. What I really wanted to do was to write stories.

This might be a good time for us to take a short interlude and talk about storytelling. Have you ever thought about what makes a story? Quite often writers make stories by taking a character or characters, a hero or a heroine, and moving them out of their usual context into a new one. A context is like the frame around a painting and the place where it hangs. It helps us and others determine our roles in society and give us meaning. And so a shift in context is also a shift in meaning.

So Daniel Defoe shipwrecks Robinson Crusoe on an uninhabited island in the Caribbean. And Mark Twain sends Huckleberry Finn and the runaway slave Jim on a raft down the Mississippi River. The characters are taken out of their usual circumstances and given a chance to create new meaning for themselves. This, I think, is not unlike moving to a new country. From here on out—in this new country—you are no longer the same person you were before you moved. You are like a character in a story. And your story is very much in your hands.

Charles Dickens probably put it best when he wrote in the opening lines of his most autobiographical novel *David Copperfield*: ‘Whether I shall turn out to be the hero of my own life, or whether that station will be held by anybody else, these pages must show.’

What will your pages show?

So sitting in that one-room apartment, listening to the bicycle bells and watching the cherry blossoms drop, foolhardy as it may seem, (but remember I was in love—with literature—and love makes us do foolhardy things) I decided to quit my job. I was going to be a writer.

Two or three years passed before I published anything, but during that time something happened that made my life in Zurich much easier—I made friends. Now I am by nature a shy person, but when I decided to become a writer I picked up the telephone and called the universities to find out (in my clumsy German) if there were any local writing groups in the city. Then I asked the same question (in my clumsy German) in all the bookstores. And I didn’t find a writing group, not yet at least, but I did start to meet people who shared my interest in literature.

Then one lonely Christmas Eve, I volunteered for the Swiss Pastor Ernst Sieber to serve Christmas dinner to patients at a clinic. There I fell into conversation with the other volunteers, including one who did indeed know of a writing group in Zurich. And within a few weeks I found myself in a workshop reading my stories to a group of poets, novelists, dramatists and screenplay writers. Today I am still with this group, meeting twice a month to discuss our work and offer critiques. And the people I have met there have since become my friends and formed the basis of a network of contacts in the arts and literature that have helped me along in my career.

Looking back then, had I to do it all over again, one of the things I would have done when I first moved to Switzerland would have been to join a group or do volunteer work. There are so many groups and clubs and organizations in Zurich—from amateur soccer clubs to amateur English theater troupes to a volunteer fire department—that whatever your interests may be, you’ll be sure to find other people who share those interests. And a shared interest is the basis for friendship. And friendship, as far as I am concerned, is what can turn a foreign country into a home.

I began this article by writing about what Switzerland had meant to me before I moved here. And I would like to end it by writing about what Zurich means to me today. Today Zurich is the old men (Swiss, Russian, Hungarian) arguing over a game of chess at the Lindenhof. It is the gold and emerald saris in the Indian shops near the Langstrasse and sledding down the Uetliberg at night with flashlights. It is foxes and badgers crossing the streets of Zürichberg. It is teenagers jumping off the Kornhaus Bridge into the Limmat River. It is Puccini at the Opera House and Beethoven at the Tonhalle. It is direct democracy and popular initiatives and referendums and it is the First of May demonstrations. It is inspiration and friendships. And it is falling in love (and this time I’m still falling) with the neighbor who lived upstairs. But that, of course, is another story.

Blas Ulibarri

Gekommen, um zu bleiben

Als Yuka im Jahr 2000 nach Luzern, zog, war sie nicht sicher, ob sie tatsächlich bleiben würde. Sie blieb. Heute lebt die 43-jährige Japanerin in Zürich und arbeitet hier als Assistentin bei einer japanischen Rückversicherungsfirma. Berufsbegleitend absolviert sie eine Weiterbildung zur Sachbearbeiterin Rechnungswesen an der KV Zürich Business School, wo sie zuvor bereits einen Basiskurs in Finanzbuchhaltung besucht hatte. Sie möchte später einmal

Schweiz oder in Japan – beides wäre denkbar gewesen. Schliesslich waren es wirtschaftliche Überlegungen – es wäre viel schwieriger gewesen, in Japan einen gut bezahlten Job zu finden –, die den Ausschlag für die Schweiz gaben. So zog sie nach Luzern.

Sprache und Job als grösste Hürden

Wie schwer ist ihr letztlich der Entscheid, in die Schweiz zu ziehen, gefallen? Eigentlich nicht sehr schwer, sagt sie,

weil ihr Mann – die beiden hatten inzwischen geheiratet – sie während dieser Zeit finanziell unterstützte. Weitaus schwieriger als Deutsch zu lernen war es, einen passenden, das heisst ihren Qualifikationen und Erfahrungen entsprechenden Job zu finden. Welche Vorstellungen hatte sie denn über ihre berufliche Zukunft in der Schweiz? Sie sei da sehr offen gewesen, meint Yuka. Als sie nach einem Jahr Sprachkurs anfang eine Stelle zu suchen, stellte sich

«Oberflächlich gesehen, mögen Japan und die Schweiz gewisse Ähnlichkeiten aufweisen. Aber insgesamt sind die kulturellen Unterschiede ungleich grösser als die Gemeinsamkeiten.»

mit Zahlen arbeiten, wie sie sagt. In der Firma, die sie seit 2013 beschäftigt, fühlt sie sich wohl. Der Weg dahin verlief allerdings keineswegs direkt.

Auf Probe in die Schweiz

Als Yuka vor knapp sechzehn Jahren entschied, in die Schweiz zu ziehen, gab sie sich erst mal ein Jahr Zeit, eine Art «Probejahr», in dem sie herausfinden wollte, ob sie sich ein Leben in der Schweiz tatsächlich vorstellen könnte. Vor allem wollte sie sich vergewissern, dass das Zusammenleben mit dem Luzerner, den sie einige Jahre zuvor kennen und lieben gelernt hatte, funktionierte. Nach über einem Jahr Fernbeziehung und zahlreichen Langstreckenflügen wollten die beiden den Aufbau eines gemeinsamen Lebens wagen. Ob in der

zumal sie ihren Aufenthalt hier zunächst nur für ein Jahr geplant hatte. Aus ihrer Sicht die beiden grössten Herausforderungen waren die Sprache und der Job. Ersteres stellte sich für sie als relativ einfach überwindbare Hürde dar. Schon bevor sie das Flugzeug bestieg, hatte sie die Kursgebühren für ihren Deutschkurs in Luzern bezahlt. «Ich war mir nicht sicher, wie verbreitet das Englische in Luzern ist, daher wollte ich so schnell wie möglich Deutsch lernen, um mit den Leuten kommunizieren zu können.» Schon zwei Tage nach ihrer Ankunft in Luzern startete sie einen Intensiv-Deutschkurs. Rund ein Jahr lang konzentrierte sie sich ganz darauf, weil sie sich sicher war, einfacher einen Job zu finden, wenn sie Deutschkenntnisse vorweisen konnte. Möglich war dies,

rasch heraus, dass ihre Diplome und bisherigen Erfahrungen nicht ausreichen würden, um beruflich an ihre bisherige Laufbahn anzuknüpfen. Geboren ist Yuka in Osaka. Nach einem Hochschulstudium der englischen Literatur in Kyoto waren ihre Wunschberufe Dolmetscherin oder Englischlehrerin. Angesichts der angespannten Wirtschaftslage in Japan fand sie jedoch keine Anstellung. Nach dem Zusammenbruch des Aktien- und Immobilienmarktes Anfang der 1990er-Jahre befand sich Japan in einer tiefen Krise, in der auch die Arbeitslosigkeit zunahm. Yuka fand schliesslich eine Anstellung bei einer Lebensversicherung, wo sie mehrere Jahre tätig war. Nach einem anschliessenden mehrmonatigen Aufenthalt in Australien, wo sie als Volunteer Englisch

unterrichtete, arbeitete sie bis vor ihrem Umzug in die Schweiz bei einer Telemarketing-Firma.

Jobsuche in der Schweiz mit japanischem Netzwerk

Im Wissen darum, dass es sehr schwierig sein würde, in diesem Bereich eine geeignete Stelle in der Schweiz zu finden, stand für sie zunächst im Vordergrund, ihr eigenes Geld zu verdienen – in irgendeinem Bereich. Da Luzern seit einigen Jahren zu den beliebtesten Schweizer Reisezielen für japanische Touristen zählte, begann sie 2002 ihre Jobsuche bei den vielen Touristengeschäften, die oft japanische Angestellte für die Bedienung der japanischen Kundschaft suchten. Doch auch hier spielten ihr die noch anhaltende schwierige Wirtschaftslage Japans und die sinkenden Touristenzahlen einen Streich. Neben Japanischkenntnissen wurden nun weitere Sprachkenntnisse wie Spanisch, Russisch oder Chinesisch verlangt, da die Touristen zunehmend aus diesen Sprachräumen kamen. Glücklicherweise verfügte Yuka zu diesem Zeitpunkt bereits über ein kleines Netzwerk von Japanerinnen und Japanern in der Schweiz, das sich auch für ihre Stellensuche als sehr hilfreich erwies. Über eine japanische Bekannte fand sie so eine Anstellung in einem japanischen Reisebüro in Zürich, wo sie als einzige Angestellte neben ihrem Chef gleich eine verantwortungsvolle Position einnehmen konnte. Obwohl die neue Stelle für sie eine berufliche Neuorientierung bedeutete, sah sie diese keineswegs als Übergangslösung an, sondern konnte sich hier eine langfristige Perspektive vorstellen. Zuerst pendelte sie täglich von Luzern nach Zürich, bevor sie nach der Trennung von ihrem Mann nach Zürich zog. Doch nach zwei Jahren wurde ihr aus wirtschaftlichen Gründen gekündigt. Der Arbeitsplatzverlust setzte Yuka vor allem unter grossen finanziellen Druck – ein neues Einkommen musste her, und zwar so schnell wie möglich. Auch in dieser Situation konnte sie auf ihr japanisches Netzwerk zählen. Eine Freundin organisierte ihr einen Job im Backoffice eines japanischen Lebensmitteladens in Zürich.

Verschlossenheit und grosse Zurückhaltung

Yuka bestätigt, was wohl viele Zugezogene hier erleben. Es sei eher schwierig, mit Schweizerinnen und Schweizern in einen engeren Kontakt zu kommen oder gar Freundschaften zu schliessen. Sowohl über ihren Exmann als auch über ihren heutigen Zürcher Ehemann ergäben sich zwar Bekanntschaften. Diese würden aber nicht unabhängig von den Männern funktionieren, und sie fühle sich auch heute oft nicht richtig zugehörig. Es komme ihr manchmal so vor, als ob viele Leute kein Interesse daran hätten, ihren Freundeskreis auszuweiten. Ihr persönliches Netzwerk setzt sich daher vor allem aus Japanerinnen und Arbeitskolleginnen zusammen.

Auf der Zielgeraden zum richtigen Job

Nach sechs Jahren im Lebensmittelgeschäft kündete Yuka die Stelle von sich aus. Sie wollte aus dieser Übergangslösung keinen Dauerzustand werden lassen und endlich Zeit haben, sich seriös um ihre berufliche Neuorientierung zu kümmern. Einen Bürojob stellte sie sich vor, inhaltlich sei sie relativ flexibel gewesen. Als Erstes meldete sie sich aber bei der Regionalen Arbeitsvermittlung RAV an. Die für sie zuständigen Berater beurteilten ihre Chancen, einen Bürojob zu finden – und dies trotz sehr guter Deutschkenntnisse, einem Hochschulabschluss und mehrjähriger Berufserfahrung in der Privatwirtschaft – als sehr gering und empfahlen ihr, sich beispielsweise als Verkäuferin zu bewerben und entsprechende Qualifizierungskurse zu besuchen. Den Anforderungen des RAV kam sie selbstverständlich nach, aber der Frust war gross, zumal sie ganz andere Vorstellungen über ihre berufliche Zukunft hatte. Aber Yuka gab nicht auf und suchte – auch immer wieder motiviert durch ihren Mann – weiter nach einer Stelle, die ihren Wünschen entsprach. Nach einigen Monaten ergab sich die Möglichkeit, bei der Fluggesellschaft Swiss ein sechsmonatiges Praktikum zu absolvieren. Nach anfänglichem Zögern wegen des geringen Lohns sagte sie doch zu, nachdem ihr Mann und ihre Freunde sie davon überzeugt hatten, dass dies ein

Vor sechzehn Jahren zog Yuka (43) aus Japan in die Schweiz, erst nach Luzern, später nach Zürich. Nach einer langwierigen Stellensuche arbeitet die ursprüngliche Anglistin heute mit guten beruflichen Perspektiven als Assistentin bei einer japanischen Rückversicherungsfirma.

wichtiger Schritt für ihre weitere berufliche Laufbahn sein könnte. Es kam noch besser. Noch vor Beendigung des Praktikums ergab sich die lang erhoffte langfristige berufliche Perspektive bei der Rückversicherungsfirma, bei der sie heute tätig ist. Mit Weiterbildungen kann sie sich heute den Weg in eine berufliche Zukunft ebnen, die ihren Vorstellungen entspricht. Gefragt, ob sie sich heute in Zürich zu Hause fühle, antwortet sie mit einem klaren Ja. Eine Japanerin in der Schweiz – welche Rolle spielen heute noch die kulturellen Unterschiede? Eine Frage, die angesichts der Tatsache, dass sie sich vornehmlich mit anderen Japanerinnen und Japanern trifft und sich auch beruflich immer in einem japanischen Kontext bewegt hat, berechtigt ist. Oberflächlich gesehen, mögen Japan und die Schweiz gewisse Ähnlichkeiten aufweisen – Werte wie Ordnung, Pünktlichkeit, Fleiss werden in beiden Ländern hochgehalten. Aber insgesamt sind die kulturellen Unterschiede ungleich grösser als die Gemeinsamkeiten. Abgesehen vom Gefühl, «fremd» zu sein, was sich unter anderem in als unangenehm empfundenen Blicken oder einer zu distanzlosen Neugier manifestierte, waren es oftmals kleine Alltagsdinge oder Codes, die sie als befremdlich empfand. Zum Beispiel, wenn eine Kassiererin sich minutenlang mit einer Kundin vor ihr in der Schlange unterhielt – was in Japan, wo der Kunde immer König ist und nicht zum Warten gezwungen werden darf, ein Affront wäre. An all diese Dinge habe sie sich gewöhnt. Heute ist sie zu hundert Prozent in der Schweiz, in Zürich angekommen und glücklich hier.

Christina Wandeler, Aussenbeziehungen





Eine gut ausgebildete Arbeitsnomadin

Migration aus Liebe hat in meiner Familie Tradition. Bereits meine Mutter zog aus Liebe von Portugal nach Frankreich. In der Bretagne, in Saint-Brieuc, bin ich mit meinen zwei Geschwistern aufgewachsen. Eigentlich wollte ich Ärztin werden, doch die Universität, an der ein Medizinstudium möglich gewesen wäre, war weit entfernt von unserer Stadt. Ich fühlte mich noch zu jung, um alleine in einer grossen Stadt zu leben. Deshalb blieb ich in Saint-Brieuc und entschied mich für das Studium der Rechtswissenschaften. Mich reizte die Idee, Menschen zu verteidigen und mich für Gerechtigkeit einzusetzen.

Nach Barcelona wegen des Studiums

Der Berufseinstieg war rasant: Mit 21 Jahren war ich die jüngste Vorsteherin der kommunalen Verwaltung einer Gemeinde mit 3500 EinwohnerInnen. Zudem wurde ich zur Direktorin der Bezirksverwaltung ernannt und hatte 40 Personen unter mir. Diese Stellen waren für mich sehr bereichernd, und ich konnte viele wertvolle Erfahrungen sammeln. Es war aber auch eine sehr anstrengende Zeit, denn berufsbegeleitend absolvierte ich ein Masterstudium in Beratung, Evaluation und der Analyse öffentlicher Finanzen. Marcin, meinen Mann, lernte ich während dieses Studiums kennen. Er stammt aus Polen, ist Ingenieur und absolvierte damals ein Masterstudium in Telekommunikation in derselben Universitätsstadt wie ich, in Rennes.

Junge, gut ausgebildete Menschen zieht es in Frankreich nach Paris, weil es dort die besten Arbeitsmöglichkeiten gibt. Mit meinem zukünftigen Mann liess auch ich mich daher in der französischen Hauptstadt nieder, und wir fanden beide schnell interessante Jobs. Nach drei Jahren heirateten wir und bekamen bald unser erstes Kind. Für mich war aber klar, dass

ich auch als Mutter immer berufstätig bleiben wollte. Als mein Mann die Chance erhielt, einen MBA zu absolvieren, nutzte auch ich die Gelegenheit, um mich weiterzubilden. Ich perfektionierte mein Spanisch, lernte Katalanisch und absolvierte einen Master in Public and Social Policy. In der Freizeit engagierte ich mich freiwillig in einem Verein und koordinierte ein Integrationsprojekt für randständige Frauen. Mit Theatervorstellungen konnten sie wieder Selbstwertgefühl aufbauen und ihrem Leben einen neuen Sinn geben. Ich habe in dieser Zeit viel über Drogenabhängigkeit und Prostitution gelernt.

Stellenangebot aus Zürich

Nach absolviertem Studium waren es Stellenangebote für meinen Mann, die uns weiterreisen liessen. Wir mussten uns entscheiden: Santiago de Chile oder Zürich. Chile hätte uns sehr gereizt, schon wegen der Sprache und der Menschen, die wir dort kannten. In der Schweiz kannten wir niemanden, und auch die Sprache war für uns beide fremd. Trotzdem entschieden wir uns für Zürich, schlicht und einfach deshalb, weil die Schweiz günstiger liegt, um unsere Familien in Polen, Portugal und Frankreich zu besuchen.

Mir war bewusst, dass ich in Zürich schnellstmöglich Deutsch lernen musste, denn ich wollte unbedingt wieder berufstätig werden. Ich nahm auch Kontakt auf zu verschiedenen Organisationen – wie zum Beispiel Meet-up-Gruppen, Powerhouse for Women, Mujeres Españolas –, denn die Arbeitssuche findet hauptsächlich über das Nutzen von Netzwerken statt. Daneben besuchte ich Deutschkurse und den Integrationskurs für Frauen «In Zürich leben» in spanischer Sprache. Eine Kursleiterin vermittelte mir den Kontakt zu einer Bekannten in der Gewerkschaft Unia, und so habe ich eine Stelle im Unia-Sekretariat Zürich erhalten.

Arbeit und Weiterbildung

Ein paar Monate später bewarb ich mich bei der Unia in Bern. Bei dieser Stelle geht es um die schweizweite Kontrolle und den Vollzug von Gesamtarbeitsverträgen. Meinem Vorgesetzten bin ich sehr dankbar, dass er mir diese Chance gegeben

Die als Tochter portugiesischer Immigranten in Frankreich geborene Madalena (39) lebt seit vier Jahren mit ihrem polnischen Mann und den drei Kindern in Zürich. Sie hatte in Frankreich Rechtswissenschaften studiert und arbeitet auch in der Schweiz als Juristin.

hat in meinem Beruf als Juristin zu arbeiten. Ausschlaggebend waren meine Persönlichkeit und die sozialen Kompetenzen, ins schweizerische Arbeitsrecht muss ich mich allerdings noch einarbeiten. Demnächst werde ich an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften eine Weiterbildung in Angriff nehmen, um das Certificate of Advanced Studies in Arbeitsrecht zu erwerben. Das ist eine Herausforderung, denn die Ausbildung erfolgt in Deutsch. Mein Arbeitgeber wird mich dabei aber unterstützen. Trotz dieses Erfolgs bei der Stellensuche bin ich manchmal etwas frustriert, dass ich meine Erfahrungen aus Frankreich nicht in meine Arbeit einbringen kann. Ich hatte bedeutendere, verantwortungsvollere Positionen als hier und auch andere Karriereaussichten.

Gesucht: die ideale Arbeitsstelle

Meine beruflichen Träume? Ich möchte in einem Gebiet tätig sein, das mir am Herzen liegt und für das ich auch fachlich legitimiert bin. Mein Wunsch wäre eine Tätigkeit in einem internationalen sozialen Umfeld, in dem ich meine juristischen Kenntnisse und meine anderen Erfahrungen einbringen kann.

«Ich fühle mich wohl, wo ich bin. Derzeit bin ich eine «Chica» aus Zürich-Wipkingen, und das «Kafischnaps» und das «Café des Amis» sind meine Cafés.»

Ich wünsche mir Kontakte mit verschiedenen Menschen in verschiedenen Sprachen. Heute fehlt mir das noch etwas. Doch ich bin zuversichtlich, denn ich bin noch jung und habe Zeit.

Für meinen Mann und für mich war es immer klar, dass ich auch als Mutter von drei Kindern berufstätig bin. Anders könnten wir uns das gar nicht vorstellen! Mein Mann stammt aus Polen, und dort ist die Anzahl der berufstätigen Frauen sehr hoch. Das ist ein Erbe aus den Zeiten des kommunistischen Regimes, als alle arbeiteten. Auch meine Eltern haben immer gearbeitet. Meine Mutter war sehr besorgt, als ich in Barcelona «nur» in der Freiwilligenarbeit tätig war. Sie konnte nicht nachvollziehen, dass ich als hochqualifizierte Frau nicht einer bezahlten Arbeit nachging.

Berufstätig zu sein und eine Familie zu haben, ist meines Erachtens reine Organisationsache. In Zürich sind die Betreuungsmöglichkeiten mit Kinderkrippen und Schülerhort zudem sehr gut ausgebaut. Wir haben unsere Arbeitszeiten mit dem Hort abgestimmt. Mit der Zeit habe ich auch verschiedene Familien im Quartier kennengelernt, und wir unterstützen uns nun gegenseitig in der Kinderbetreuung. Diese Kontakte sind für alle sehr bereichernd, denn wir lernen alle voneinander, zum Beispiel über Traditionen, Erziehungsmethoden oder über das Essen in verschiedenen Kulturen.

Migration als normaler Zustand

Da wir selber mehrere Sprachen sprechen, pflegen wir auch hier in Zürich Kontakte mit Menschen aus verschiedenen Ländern, das ist für uns normal. Es spielt für uns keine Rolle, es ist kein Thema, woher jemand kommt. Wir leben nicht gerne isoliert, und die Kinder fühlen sich sehr wohl hier. Sie sind sehr stolz, dass sie Schweizerdeutsch gelernt haben und sprechen es untereinander, auch wenn unsere Familiensprache Französisch ist. Sie bezeichnen sich als Franzosen, betonen aber gleichzeitig, dass sie richtige Zürcher seien.

Ich selber bin alles! Ich fühle mich wohl, wo ich bin. Derzeit bin ich eine «Chica» aus Zürich-Wipkingen, und das «Kafischnaps» und das «Café des Amis» sind meine Cafés. Es sind die Orte, die mir ein Heimatgefühl geben und in meinem Herzen bleiben. Die nächsten Jahre, bis Yann und Anna, unsere zwei älteren Kinder, erwachsen sind, möchte ich hier in Zürich bleiben. Für Jugendliche in der Adoleszenz ist es schwierig, von einem bekannten Umfeld Abschied zu nehmen. Wenn man einen Ort verlässt, ist es ähnlich, wie wenn jemand stirbt. Es ist ein Abschied für immer, und man spürt Trauer. Erst wenn diese Trauer bewältigt ist, und das braucht Zeit, beginnt man den neuen Ort zu lieben. Nach den Jahren in Barcelona hatten wir das auch so erlebt. Wo wir in zehn oder fünfzehn Jahren leben werden? Wer weiss? Vielleicht bin ich dann mit meinem Mann und der jüngsten Tochter Sarah in England. Anna und Yann führen vielleicht die Familientradition weiter und migrieren der Liebe wegen. Yann nach Chile, Anna in die USA?

Cristina Büttikofer-Beltrán, Integrationsförderung

Aus Liebe nach Zürich gekommen und geblieben

«Ich bin wegen ihr in die Schweiz gekommen, um mit ihr zusammen sein zu können. Schnell habe ich begriffen, dass mir die Schweiz mehr bieten kann als Italien. Am Anfang hatte ich aber nicht die Absicht, hier zu bleiben. Es sollte nur eine Zwischenstation sein. Dann sind viele Jahre schnell vorbeigezogen, und ich bin bis heute geblieben.»

Der 23-jährige Marco arbeitet in Sardinien im Restaurant seiner Eltern. Hier lernt er im September 1993 seine spätere Partnerin aus Zürich kennen. Sie verbringt den Sommer auf der italienischen Insel und besucht das Restaurant als Feriengast. Bei einer Ferienromanze bleibt es nicht. Im Dezember desselben Jahres besucht Marco sie in Zürich. Er bleibt drei Monate. Die Stadt gefällt ihm. Zur Weihnachtszeit erstrahlt Zürich in besonders schönem Licht und erobert Marcos Herz sofort. Danach bereisen die beiden zusammen für einen Monat Nordamerika. Dann kehrt er alleine nach Sardinien zurück, um im Restaurant seiner Eltern während der Sommersaison zu arbeiten. Im Oktober 1994 kommt er wieder nach Zürich. Dieses Mal bleibt er. Jedoch reist er weiterhin während der nächsten sechs Jahre jeden Sommer nach Sardinien, um seinen Eltern während der Sommersaison im Restaurant auszuweichen.

Als er 1994 das erste Mal nach seinem ersten Besuch in der Schweiz nach Zürich zurückkehrt, eröffnet er und seine damalige Partnerin eine Kaffeebar im Zürcher Niederdorf. Diese Bar führen sie gemeinsam während sechzehn Jahren. Seine Partnerin war Marco eine grosse Hilfe, um ihm die Türen in die Schweizer Arbeitswelt zu öffnen. Ausserdem haben sie und ihre Familie

sehr dabei geholfen, ihm die Schweizer Mentalität näherzubringen, an die er sich zu Beginn als junger Italiener gewöhnen musste. Dank ihr hatte Marco die Möglichkeit, eine Schweizer Familie näher kennenzulernen und ihren Umgang untereinander zu erleben.

Die italienische Sprache hat ihm ausserdem viele Möglichkeiten eröffnet, denn es sei die Sprache der Gastronomie, wie Marco betont. Er hat es darum nicht schwer gefunden, hier in der Schweiz Arbeit zu finden.

Der Schritt in die Selbstständigkeit

Während seiner Arbeit in der Kaffeebar wagt er parallel dazu den Schritt in die Selbstständigkeit. Er startet ein Korkgeschäft und gründet dafür eine GmbH, die für einige Jahre sehr erfolgreich ist und die es ihm schliesslich sogar zwei Jahre lang erlaubt, seine Arbeit in der Kaffeebar aufzugeben.

«Es war ein Projekt, um ein sardinisches Produkt nach Zürich zu bringen. Denn Sardinien ist berühmt für seine Korkproduktion. Und ich kannte viele Leute, die in der Korkproduktion arbeiteten. Ich habe es fast als Verpflichtung empfunden, als Sarde diese Korkproduktion in der Schweiz zu unterstützen. Am Anfang lief es sehr gut. Dann traten auf dem Markt Veränderungen auf, wie der Silikon- oder der Schraubverschluss. Die Korknachfrage hat dadurch stark abgenommen. Und so musste ich mir eingestehen, dass diese GmbH keine Zukunft hat. Das Projekt war zu Ende, leider.»

Nach zehn Jahren muss Marco seinen Traum vom Import von sardinischem Kork aufgeben.

Grosse neue Herausforderungen

Zur selben Zeit, nach 16 Jahren, zerbricht die Beziehung zu seiner Partnerin. 2009 beginnt für Marco ein neuer Lebensabschnitt. Es stellt sich ihm die Frage, ob er nach Italien zurückkehren soll. Just zu dem Zeitpunkt, als seine Beziehung zerbricht und er sein Leben hier in der Schweiz hinterfragt, bietet ihm ein portugiesischer Freund die Stelle als Geschäftsführer in einem italienischen Restaurant am Zürcher Stauffacher an. Marco nimmt die Stelle an und entscheidet sich, ein, zwei weitere Jahre hier in Zürich zu bleiben und sich neu zu orientieren.

Er bildet sich in der Schweiz im Bereich der Gastronomie weiter. Marco betont, es sei eine grosse Herausforderung gewesen, in einer Fremdsprache eine Ausbildung zu absolvieren. Genau diese Erfahrung gibt er heute auch an neue Zuwanderer weiter. Denn regelmässig wird er im Restaurant, das er heute führt, von jungen Italienern angesprochen, die gerne bei ihm arbeiten möchten.

«In der heutigen Zeit darf man nie stillstehen, man muss immer in Bewegung bleiben. Man muss sich weiterbilden, immer auf dem neusten Stand sein. Viele junge Italiener kommen zu uns und fragen nach Arbeit. Denn wir sind ja ein italienisches Restaurant. Sie sind aber oft nicht vorbereitet und haben weder Zeugnisse noch Diplome. Und das macht mich traurig. Sie haben in der Schweiz heute grosse Schwierigkeiten.»

Nach etwas mehr als einem Jahr nach dem Zerbrechen der Beziehung mit seiner Langzeitpartnerin lernt er eine

Schweizerin kennen und lieben – sie ist Lehrerin. Heute leben sie glücklich zusammen.

An seinem jetzigen Arbeitsplatz gefällt es ihm sehr gut, wie er mehrmals betont. Das Restaurant laufe trotz der grossen Konkurrenz gut. Er hat 20 bis 25 Mitarbeitende, und er trägt die Verantwortung für deren Wohlergehen sowie für das Restaurant. Unter den Angestellten werde vorwiegend italienisch gesprochen. Denn fast das komplette Personal stamme aus Italien oder Portugal. Italienisch ist nach wie vor die Sprache der Gastronomie hier in der Schweiz, wie es scheint.

Auch seine Freunde hier sind Italiener oder Portugiesen. Nur seine Freundin ist abermals eine Schweizerin, und mit ihr spricht er Hochdeutsch.

Die Sehnsucht nach der Heimat bleibt ...

Ein Traum von Marco ist, einmal ein Motel mit einem grossen Garten in Sardinien am Meer zu führen. Er würde jeweils sechs Monate arbeiten und die restlichen Monate des Jahres pausieren und reisen. Den ersten Grundstein für die Verwirklichung seines Traumes hat er gelegt. Er hat ein Stück Land in Sardinien gekauft. Dieses liegt jedoch bis heute brach. Auch wenn er nach wie vor hier in der Schweiz lebt, bleibt er mit seiner Heimat verbunden. Er verbringt mindestens drei Wochen im Jahr auf der italienischen Insel und besucht Familie und Freunde, mit denen er nach wie vor regen Kontakt hält. Diese Kontakte liegen ihm sehr am Herzen, und er ist heute sehr dankbar dafür, dass er diese Kontakte stets gepflegt hat. Noch heute, 22 Jahre nach seiner Ankunft in der Schweiz, denkt er manchmal daran, der Schweiz den Rücken zu kehren und nach Italien zurückzugehen.

«Ich habe verschiedene Male daran gedacht, die Schweiz zu verlassen. Ich muss ehrlich sein, auch heute empfinde ich ab und zu Sehnsucht nach Sardinien. Das Meer, die Sonne, die Freunde, die Familie, meine Brüder, Schwestern, Nichten und Neffen. Es gibt Momente, da habe ich Sehnsucht nach all dem. Aber dann schaue ich der Realität ins Auge und denke, nein, in der Schweiz geht es mir gut. Ich bleibe hier. Doch meine Wurzeln werden immer dort sein. Und das führt dazu, dass ein Teil von mir dorthin zurückkehren möchte, wo ich aufgewachsen bin, auch wenn ich es überhaupt nicht bereue, in der Schweiz zu sein.»

Trotz dieser Sehnsucht nach dem Meer, der Familie und den Freunden bezeichnet er heute die Schweiz als sein Zuhause. Er hat vor vier, fünf Jahren begonnen, sich hier in der Schweiz zu Hause zu fühlen. Was hat sich vor vier, fünf Jahren verändert? Es habe sich nichts verändert. Zeit sei vergangen. Mit der Zeit passe man sich ans Schweizer System an und es gebe heute sogar Momente, in denen er sich in Sardinien fremd fühle. Und wenn er jeweils nach den Ferien in die Schweiz zurückkehre, fühle er sich hier zu Hause: «Warum und wie das genau geschieht, kann man nicht in Worte fassen.» Für seine sardischen Freunde ist er schon lange «der Schweizer».

«Wenn ich in Italien ankomme, sagen alle, der Schweizer ist gekommen, um mich zu necken. Die Lebensweise, die Art und Weise, wie ich spreche und auch denke. Ja, ich habe viel von der Schweiz angenommen. Manchmal bin ich froh darüber, aber manchmal auch nicht. In der Schweiz falle ich bei-

spielsweise nicht durch besondere Genauigkeit auf. Wenn ich nach Italien gehe, finde ich mich manchmal zu präzise. Doch das macht mir nichts aus. Manchmal bemerke ich diese schweizerische Eigenschaft an mir.»

Und so kann Marco heute sagen, dass er nicht mehr nur wegen der Liebe in der Schweiz ist. Die Liebe war, wie er es formuliert, der Auslöser, weshalb er vor 22 Jahren in die Schweiz gekommen ist. Doch die Liebe ist heute nicht mehr der Hauptgrund für seinen Aufenthalt hier. Er hat hier ein soziales Netzwerk, eine Partnerin, eine Arbeit, die ihn erfüllt, und Freizeit. Es fehlt ihm hier fast nichts. Heute ist Marco in Zürich zu Hause, auch wenn er immer mit Sardinien verwurzelt bleiben wird und er ab und zu Sehnsucht nach seiner alten Heimat empfindet. Das wird wohl immer so bleiben. Ob er seinen Traum vom Motel in Sardinien eines Tages verwirklichen wird, bleibt offen.

**Rowena Rath, Master-Studentin
Kulturwissenschaften**

Der 46-jährige Marco kam vor 22 Jahren nach Zürich, weil er sich in eine Zürcherin verliebt hatte. Heute weiss der Geschäftsführer eines Gastrobetriebs manchmal nicht mehr genau, ob er nun eher Italiener oder Schweizer ist. In Zürich fühlt er sich zu Hause, seine Wurzeln bleiben aber in der sardischen Heimat.



Berufliche Orientierung: Das Laufbahnzentrum der Stadt Zürich

**Wie kann ich eine Arbeitsstelle finden?
Kann ich auf meinem Beruf arbeiten?
Welche Wege stehen offen?**

Es braucht eine Weile, bis man sich zurechtfindet, die Sprachen lernt, Arbeit findet und das Bildungssystem versteht. Das Schema gibt einen allgemeinen Überblick über die möglichen Verläufe.

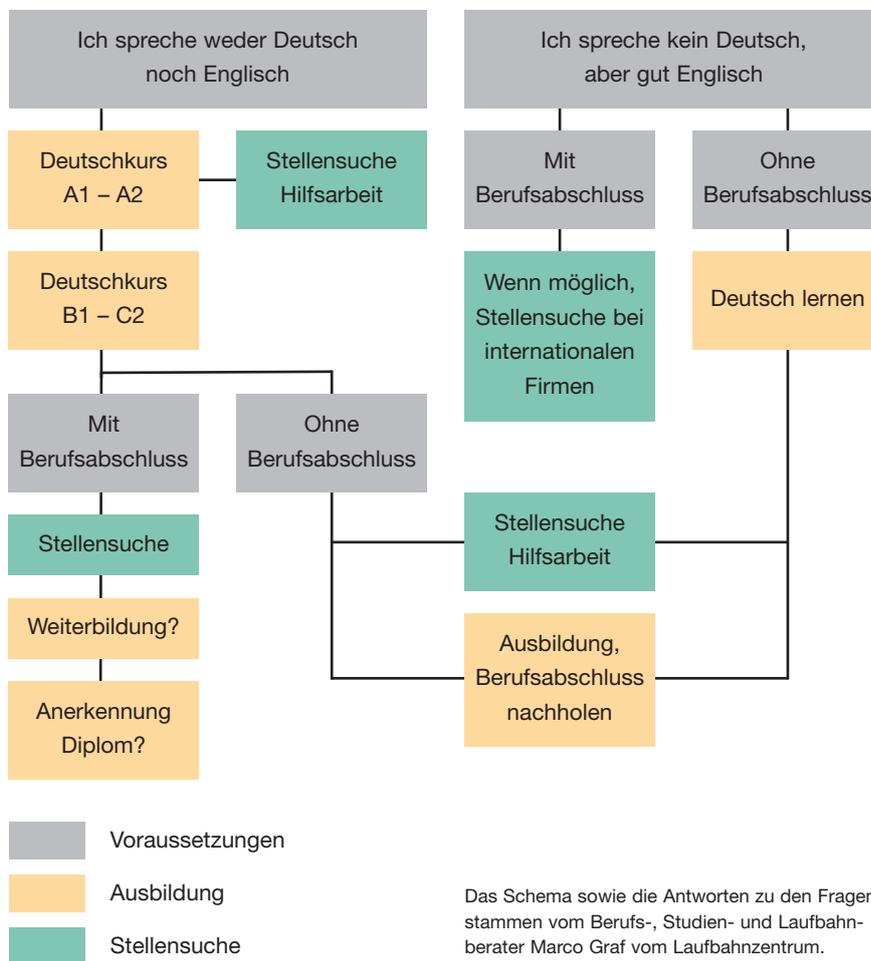
Wo kann ich mich persönlich beraten lassen?

Im Laufbahnzentrum der Stadt Zürich finden Sie Informationen und Beratung zu Beruf und Arbeit. Es hilft Ihnen gerne dabei, Ihre berufliche Situation zu verbessern. Kommen Sie zur Sprechstunde für Migrantinnen und Migranten!

[Website der Stadt Zürich](#)
[Website des Kantons Zürich](#)

Soll ich die Berufsberatung erst aufsuchen, wenn ich Deutsch spreche?

Nein, Sie können auch kommen, wenn Sie noch nicht Deutsch sprechen. Die Beraterinnen und Berater im Laufbahnzentrum können in verschiedenen Sprachen Auskunft geben. Sie können auch gerne eine Person mitbringen, die für Sie übersetzt.



Das Schema sowie die Antworten zu den Fragen stammen vom Berufs-, Studien- und Laufbahnberater Marco Graf vom Laufbahnzentrum.

Sprechstunde für Migrantinnen und Migranten

In Kurzgesprächen im Berufsinformationszentrum BIZ können Migrantinnen und Migranten (Jugendliche und Erwachsene, (potenzielle) Neuzuzüger, hochqualifizierte Personen etc.) Fragen zu Beruf und Ausbildung stellen.

Mögliche Themen:

- Beruf, Studium, Aus- und Weiterbildung
- Arbeitsmarkt-Integration, Stellensuche, Bewerben
- Anerkennung ausländischer Diplome
- Nachholbildung für Erwachsene
- Finanzierung von Aus-/Weiterbildung

Die Gespräche dauern max. 15 Minuten, sind kostenlos und werden in Deutsch geführt.

Schauen Sie vorbei, jeweils am Montag, Dienstag, Donnerstag oder Freitag zwischen 14 und 16 Uhr.

Stadt Zürich Laufbahnzentrum /Berufsinformationszentrum BIZ
Konradstrasse 58, 8005 Zürich, Tel. 044 412 78 80

Sind Deutschkenntnisse wirklich so wichtig? Wir bleiben nur ein bis zwei Jahre in der Schweiz.

Für die berufliche und soziale Integration sind die Kenntnisse der Landessprache sehr wichtig. Auch wenn Sie nur kürzere Zeit bleiben, lohnt sich der Aufwand des Spracherwerbs.

Ich möchte mein eigenes Unternehmen gründen. Wo finde ich Beratung?

Umfassende Informationen zu allen Gründungsfragen bietet die Plattform gruenden.ch des Kantons Zürich (auch in Englisch). Ausserdem bieten der [Verein Go!](#) und das [Startzentrum](#) aus-

fürliche Informationen und Tipps zum Thema Finanzierung.

Gibt es Möglichkeiten, Stipendien zu erhalten für eine Berufsausbildung?

Ja, das ist unter gewissen Voraussetzungen möglich. Auskunft dazu erhalten Sie ebenfalls im [Berufsinformationszentrum](#).

Kann ich auch Unterstützung beim RAV (Regionales Arbeitsvermittlungszentrum) bekommen?

Ja, das RAV kann Sie beraten und Sie dabei unterstützen, eine Stelle zu finden: [Link zum RAV](#)

Informationen, Beratung und Angebote

Berufseinstieg

Die [Broschüre](#) «Berufseinstieg für Personen, die im Familiennachzug einreisen» bietet eine hilfreiche Übersicht zum Thema Berufseinstieg in Zürich. Sie enthält Informationen zu Arbeitsrecht, Arbeitssuche, kostenlose und -pflichtige Beratungs- und Coachingangebote, Informationen zur Anerkennung von Berufs- und Studienabschlüssen sowie zu Weiterbildungsmöglichkeiten.

Deutschkurse

Konsultieren Sie die [Deutschkursdatenbank](#) auf der Website der Integrationsförderung der Stadt Zürich, oder lassen Sie sich im Rahmen einer persönlichen [Deutschkursberatung](#) am Welcome Desk für einen für Sie geeigneten Kurs beraten (für in der Stadt Zürich wohnhafte Personen).

Heirat/eingetragene Partnerschaft

Zuständig für Trauungen ist das [Zivilstandsamt](#) am Wohnsitz der Braut oder des Bräutigams. Das Zivilstandsamt der Stadt Zürich informiert über die notwendigen Dokumente und die Verfahrensabläufe.

Informationen

Die Integrationsförderung der Stadt Zürich bietet auf ihrer [Website](#) Informationen in 15 Sprachen zum Leben in Zürich und über Informationsangebote und Integrationskurse.

Der [Wegweiser](#) des Sozialdepartments führt Sie durch das soziale Angebot in der Stadt Zürich. Die Hinweise und Adressen zu städtischen und privaten sozialen Angeboten sind nach Themen gegliedert.

Integrationskurse für Erwachsene

Die Fachschule Viventa bietet einjährige [Integrationskurse](#) für fremdsprachige Erwachsene an, die neu in der Schweiz

sind und sich auf ihr Berufsleben oder ihr Studium vorbereiten möchten. Für Erwachsene sind zwei Kursoptionen möglich: Der Standardkurs liefert Informationen über das Leben und Arbeiten in der Schweiz (ohne Deutschkenntnisse). Der Intensivkurs klärt die berufliche Perspektive, unterstützt beim Bewerbungs- und Anerkennungsverfahren (Deutschniveau B1 erforderlich). Für beide Kursvarianten finden jeweils vorgängig Informationsabende statt.

Integrationskurse für Frauen

Der Kurs [In Zürich leben](#) wird in verschiedenen Sprachen durchgeführt. Er bietet Informationen über soziale, rechtliche und kulturelle Themen. Beginn: Jeweils März und September. Kurszeit: Mittwochvormittag. Mit Kinderbetreuung.

Persönliche Beratung

Der [Welcome Desk](#) steht als zentrale Anlauf- und Vermittlungsstelle der Bevölkerung der Stadt Zürich für eine kostenlose Kurzberatung zur Verfügung. Der Dienst ist auf migrationsspezifische Fragen spezialisiert und bietet insbesondere Neuzugezogenen aus dem Ausland eine Start- und Orientierungshilfe sowie eine Unterstützung bei der Inanspruchnahme anderer Dienste.

Die städtische Beratungsstelle [Infodona](#) bietet in verschiedenen Sprachen kostenlose Beratungen nach Vereinbarung an, die nebst der Arbeit auch die Themen Familie, Recht, Finanzen und Gesundheit umfassen.

Einige dieser Angebote richten sich in erster Linie an in der Stadt Zürich wohnhafte Personen.

Anerkennung ausländischer Diplome und Ausweise

Für viele Berufe ist eine Anerkennung des ausländischen Diploms durch eine Behörde erforderlich. In der Schweiz existieren verschiedene Anerkennungsstellen für ausländische Abschlüsse und Berufe. An welche Anerkennungsstelle Sie sich mit Ihrem Anliegen wenden müssen, hängt von Ihrem Berufsabschluss ab. Informationen und Merkblätter finden Sie bei [berufsberatung.ch](#) und auf der [Website](#) des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation SBFI.

Beratung für binationale und interkulturelle Paare

Die Website des Verbunds [binational.ch](#) bietet Informationen für binationale Paare und interkulturelle Familien, die in der Schweiz leben oder leben möchten. Sie gibt Antworten auf Fragestellungen, mit denen binationale Paare und Familien konfrontiert sind.

In der [Interessengemeinschaft Binational](#) sind Menschen aus der ganzen Schweiz zusammengeschlossen, die in binationalen Partnerschaften und Familien leben. In verschiedenen Regionen werden Treffpunkte mit einem reichen Angebot an Veranstaltungen und Diskussionen organisiert.

Schule und Bildung

Zürich bietet öffentliche Schulen von hoher Qualität, zahlreiche Fachhochschulen und Hochschulen sowie eine grosse Auswahl an internationalen und zweisprachigen Schulen. Informationen zum Schulsystem im Kanton Zürich und eine Übersicht über internationale und zweisprachige Schulen finden Sie auf der [Website des Kantons Zürich](#).

Informationen zum Schulsystem finden Sie zudem in verschiedenen Sprachen auf der [städtischen Website](#).



Herausgeberin

Stadtentwicklung Zürich
Stadthausquai 17
Postfach, 8022 Zürich
Telefon 044 412 36 63
stadtentwicklung@zuerich.ch
www.stadt-zuerich.ch/stadtentwicklung
www.stadt-zuerich.ch/stadtblick